

ar
12-83
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
20
1946
21
1961
32
1983
JAKS



Guten Rutsch
in ein gesundes und friedliches Jahr 1984!

Bild: Manfred Uhlenhut



Was ist Sache?

Mein Freund will Fähnrich werden und auch ich interessiere mich für einen Dienst in der NVA. Ginge das?
Susan Baumann

Zwar gehen Sie beide noch ein halbes Jahr zur Schule, haben aber schon klare berufliche Ziele. Diese weisen in die gleiche Richtung: zur Nationalen Volksarmee.
Bei Ihrem Freund sind die Weichen gestellt. Er ist als Fähnrichbewerber bestätigt, wird im Herbst 1984 die Lehre und danach seine spezielle militärische Ausbildung als Fähnrichschüler aufnehmen. Sie hingegen fragen sich noch, welcher Art für Sie die Chancen bei der NVA sind.
Gleich dem Ihrem kommen Tag für Tag Leserbriefe auf meinen Schreibtisch, in denen Mädchen ihr Interesse für eine militärische Laufbahn äußern. In jüngster Zeit mehr denn je. Schließlich wissen auch die Frauen und Mädchen unseres Landes um die Lage in der Welt, um die gewachsene Kriegsgefahr, um die tödliche Bedrohung durch den USA-Imperialismus und die NATO. Und so wollen viele von ihnen selbst die Uniform anziehen. Der Frieden will erkämpft, die Taube muß gepanzert sein.
Das Wehrdienstgesetz gibt ihnen dieses Recht und ermöglicht es auch Frauen und Mädchen, aktiven Wehrdienst auf Zeit und in militärischen Berufen zu leisten. Wenngleich ihr Einsatz nicht unmittelbar in der Truppe erfolgt, bieten sich in den Führungsorganen und anderswo etliche Chancen für sie – sei es im administrativen Dienst, als Funkerinnen oder Fernschreiberinnen in stationären Nachrichtenzentralen, bei den Rückwärtigen Diensten, als Auswerterinnen in Gefechtsständen der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, in der Militärtopographie, als Krankenschwestern oder medizinische Assistentinnen in Lazaretten, in den Militärjustizorganen oder der Meteorologie. Dabei wird bedeutsam sein, welchen Beruf Sie nach Ihrer Schulzeit ergreifen, welche speziellen beruflichen Voraussetzungen Sie also mitbringen; eine direkte Berufsausbildung ist derzeit in der NVA nicht möglich. Haben Sie gar die Absicht, an einer Hochschule zu studieren, können Sie auch Offizier werden.
Es wäre also ratsam, sich schon jetzt vertrauensvoll an das zuständige Wehrkreiskommando zu wenden. Die dortigen Offiziere sind gern bereit, Ihnen ganz persönlich zu raten und zu helfen, Wege zu weisen und Perspektiven zu geben. Vorerst aber wünsche ich Ihnen einen erfolgreichen Schulabschluß.

*

Es geht darum, ob mir in einem bestimmten Fall der richtige Fahrpreis berechnet wurde oder nicht.
Soldat Manfred Wolf

Der Sachverhalt ist folgender: Die Ihrem Urlaubsort nächstgelegene Bahnstation ist Baruth, so daß sie auf dem Urlaubsschein angegeben war. Dorthin lösten Sie für die Hinfahrt eine um 75 % ermäßigte Militärfahrkarte. Da es jedoch zeitlich günstiger für Sie war, die Rückreise zunächst mit dem Bus bis Wünsdorf anzutreten und dort in die Eisenbahn umzusteigen, taten Sie dies. Der Wünsdorfer Fahrkartenschalter war an diesem Sonntagabend geschlossen. Folglich meldeten Sie sich ordnungsgemäß bei dem Zugbegleiter und teilten ihm mit, daß Sie noch eine Fahrkarte benötigen. Als er dann während der Fahrt kam und sie ausschrieb, berechnete er den vollen Fahrpreis ab Wünsdorf – mit dem Bemerken, es stünde Ihnen keine Fahrpreisermäßigung zu. Schließlich seien Sie nicht in Baruth, sondern in Wünsdorf eingestiegen. Das Ganze hat Sie rund 14 Mark mehr gekostet als normal.
Wer hat nun recht?
Für Soldaten im Grundwehrdienst gibt es in ihren 18 Monaten sechs freie Urlaubsfahrten. Bekommen sie öfter Urlaub, können sie die um 75 % ermäßigten Militärfahrkarten beanspruchen – immer vorausgesetzt natürlich, daß die jeweilige Fahrstrecke auf dem Urlaubsschein vermerkt ist. Im allgemeinen ist es zwar zweckmäßiger, die Militärfahrkarte gleich für die Hin- und Rückfahrt zu lösen, aber es besteht dazu keine bindende Verpflichtung. Da die eben erwähnten Grundsätze generell, also auch bei der Ausgabe von Militärfahrkarten im Zug selbst gelten, hat der Zugbegleiter in Ihrem Fall unkorrekt gehandelt. Richtig wäre es gewesen, wenn er eine Militärfahrkarte ab Baruth ausgefertigt hätte.
Ich habe Ihre Frage dem Leiter des Tarifamtes des Ministeriums für Verkehrswesen unterbreitet. Er ist bereit, die Rückerstattung der zuviel gezahlten Summe zu veranlassen. Allerdings müßten Sie ihm dazu die Fahrkarte und den Urlaubsschein bzw. eine entsprechende Bestätigung Ihrer Dienststelle übersenden. Ich meine, das sollten Sie unverzüglich tun.

Ihr Oberst
Karl Heinz Freitag
Chefredakteur

Der Mann und das Mädchen

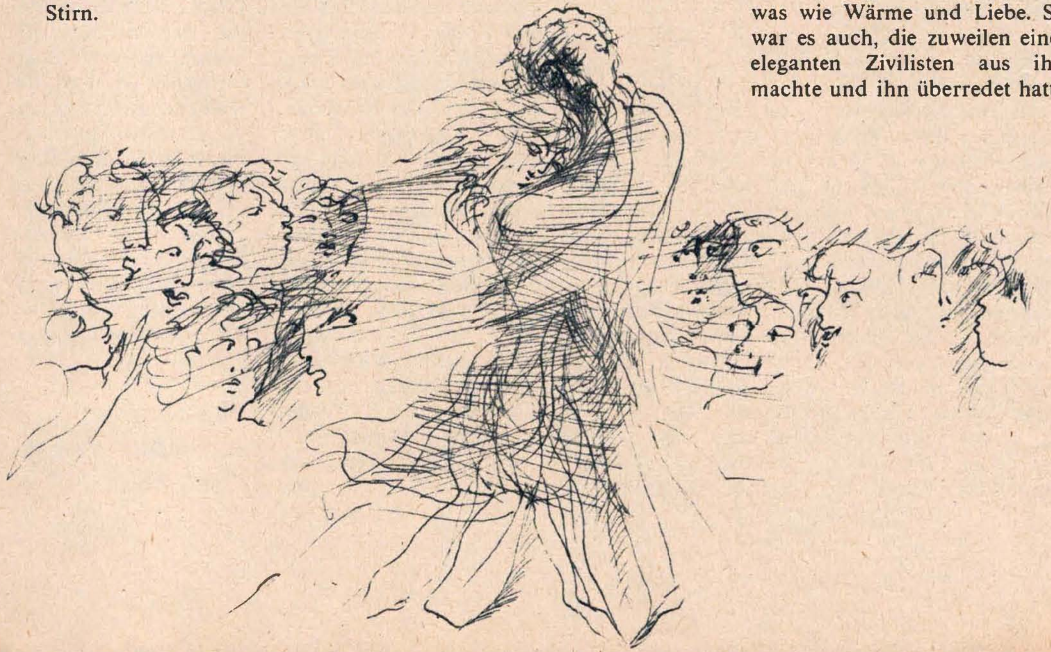
Mit kräftigem Tusch verstummte die Blasmusik, entließ die rotglühenden Tänzer an die Theke und in den warmen Juniabend. Das etwa zwanzigjährige Mädchen mit der weißen Bluse und dem schwarzen, weißgepunkteten Rock kuschelte sich an den Mann, schlang beide Arme um seine Hüften, blickte ihn von unten herauf bittend an: „Spendierst du mir noch ein Gläschen?"

Der große, schlanke, ergraute Mann, der die Mitte des Lebens bereits überschritten zu haben schien, drückte sie an sich. „Na klar, so schön wie heute war es lange nicht. Los komm!"

Die beiden saßen am größten Tisch im Saal, ganz vorn, gleich neben der Tanzfläche. Sie ließen keine Runde aus, egal ob Walzer, Polka, Tango oder Galopp. Das Drehen, Hopsen und Wiegen bereitete ihnen sehr viel Spaß. Pauke und Trompete, Klarinette und Saxophon führten sie. Beide waren angenehm erschöpft, wenn sie nebeneinander am Tisch saßen, neue Kraft sammelten für die nächste Runde, und nur winzige Schweißperlen glänzten zwischen den Sommersprossen auf ihrer Nase und seiner hohen Stirn.

Wenn er seine Arme um ihre Schultern legte, wenn sie bei einer Schmuserunde ihre Arme um seinen Hals schlang und sich an ihn hängte, war das nicht nur für die Frau am Nebentisch Anlaß zu zischeln: „Nun seht euch das an. Unmöglich, so ein alter Zausel und die Jungsche. Daß der sich nicht schämt, könnte ihr Vater sein, was die bloß an dem findet?" Das Mädchen bemerkte nichts von dem Gerede, den Mann interessierte es nicht. Er kannte dieses Getratsche, las es von den Lippen und Blicken ringsum ab. Das schmälerte seine Freude über den heutigen Abend jedoch nicht im geringsten, im Gegenteil, es steigerte sie noch. Als die Gläser, in denen es prikkelte und perlte, aneinanderklangen, sagte er: „Ist einfach prima, so mit dir zu tanzen, sich mal wieder richtig auszutoben; ich hatte schon Angst, daß ich das Tanzen verlernt habe."

„Tanzen verlernt man nicht", widersprach sie und genoß einen Schluck. Danach erhob sie sich. „Bin gleich wieder da." Er nickte und trank. Vor reichlich einem Jahr war ihm die Frau gestorben. Die Welt sah plötzlich aus wie Bäume ohne Blätter. Zeit und Beschäftigung heilen die Wunde, lindern den Schmerz am besten, dachte er, überhäufte sich selbst mit Arbeit, verkroch sich darin wie ein Maulwurf, mied Geselligkeit und war Eremit, bevor er es selbst bemerkte. Und dann kam sie, dieses hübsche Mädchen, auf das er stolz war und nach dem sich nicht nur die Jüngeren unter den Flugzeugführern und Technikern seines Geschwaders die Augen ausschauten. Den meisten in der Wohnsiedlung war das Mädchen, das ein halbes Jahrzehnt im fernen Sowjetland studiert hatte, anfangs eine Unbekannte. Mit ihrem Lachen holte sie die Freude zurück in den Mann. Unbekümmert sprengte sie die Schlösser, befreite sein Herz aus den Banden, so daß es hinaufflog wie eine Taube aus dem Käfig. Sie hatte plötzlich Macht über ihn, mischte sich stets in sein Leben, ordnete an, und er gehorchte wie ein Kind, das sich bei der Mutter geborgen fühlt. Erinnerungen drängten sich auf, er spürte zum ersten Mal seit langer Zeit wieder so etwas wie Wärme und Liebe. Sie war es auch, die zuweilen einen eleganten Zivilisten aus ihm machte und ihn überredet hatte,



heute hierherzufahren, in dieses Dorf, zum Tanz bei Blasmusik, die seine fast eingerosteten Gelenke wieder beweglich machte.
Zwei weiche, nach frischer Seife duftende Hände verdeckten ihm die Augen. Sie war wieder da! Seine Fäuste umschlossen ihre Handgelenke, mit der einsetzenden Musik zog er sie aufs Parkett. Sie waren die ersten, und für zwei Minuten gehörte die Fläche ihnen allein. Einander festhalten, wirbelnde Füße, wehender Rock, fliegende Haare. Die Menschen ringsherum wurden zu einem bunten Band, und durch die dröhnende Musik hindurch erscholl ein immer lauter werdendes rhythmisches Klatschen, das sich durch den ganzen Saal fortpflanzte. Der Mann hörte dieses Geräusch zuerst, löste seinen Blick von dem Mädchen, und fast gleichzeitig sahen sich beide um. Ungläubiges Staunen, befreites Lachen, übermütiges Drehen. Man klatschte ihnen eine Ehrenrunde!
Noch zwei Drehungen, der Mann hob den Arm, ließ ihn einladend kreisen, und augenblicklich wogte und brodelte es wieder auf der Tanzfläche.
Später, auf dem Heimweg, lag das Mädchen schlummernd im Arm des Mannes, der leise eine Melodie vor sich hinsummte. Als der Zug pfeifend über einen unbeschrankten Bahnübergang fuhr, schreckte sie für einen Moment auf, und als ihr der Mann beruhigend übers Haar strich, sagte sie Vati zu ihm.

Stabsfeldwebel
Bernhard Schubert

Weihnachten

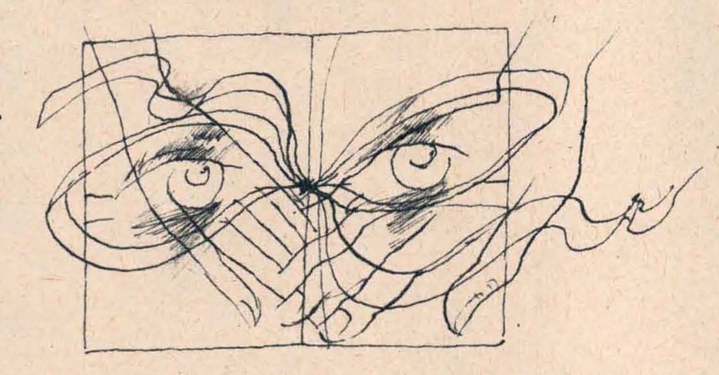
Meine rechte Hand berührt die deine
In der linken Hand ein Geschenk

Ich habe lange nach etwas Passendem gesucht
Es wird auch dieses Jahr wieder was Falsches sein

Dennoch sagst du

DANKE!

Offiziersschüler Ralf Kurze



Abschied

Wenn ich deine Schritte höre,
dann brennt mein Herz wie Feuer!
Es freut sich, weil es deine Schritte sind,
es weint, weil du mit ihnen von mir gehst.
Ich weiß, du kehrst nicht mehr zurück,
und trotzdem wünsch' ich dir:
such' und find' dein eignes Glück!

Unteroffizier Martin Keller



Redaktion:
Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Wolfgang Würfel

DER TRUPP AUF ZEIT



Freudig blickte Unteroffizier Klaus Dreißig nicht gerade drein, als ihm gemeldet wurde, zwei Soldaten seines Nachrichtenzuges seien krankgeschrieben worden. Da sollst du nun in vier Tagen eine Gefechtsaufgabe lösen, leichte Fernsprechkabel ausiegen, sinnierte er, und nun dies. Nur Gunard Hofmann bleibt dir übrig, der 28jährige Reservist, ein gewissenhafter Mensch. Die beiden anderen Fernsprecher erhältst du von fremden Trupps: den kräftigen Axel Bietau und den etwas schmächtigen Thomas Hergesell. Ein wenig kennst du ja die beiden Gefreiten. Bietau ist ein erfahrener Leitungsbauer, Hergesell dagegen war Funker, ist erst zwei Monate bei den „Strippenziehern", wie er sich ausdrückt. Macht zwar seine Sachen, knukkert aber auch gern herum, nörgelt zu viel. Wird dieses zusammengewürfelte Gespann harmonisch arbeiten? Wird alles klappen? Unteroffizier Dreißig, Truppführer seit einem Vierteljahr, ist sich darüber im klaren, daß derartige Situationen keine Ausnahmen in der Armee sind. Und im Gefecht kann so etwas oft eintreten, müssen Einheiten neu zusammengestellt werden, sofort schwierige Aufgaben übernehmen, sich als frische Kampfkollektive bewähren. Warum also soll er nicht mal versuchen, solch eine Situation jetzt zu meistern? Mit einem „Trupp auf Zeit"?

Am Übungstag bekommen seine bohrenden Gedanken neue Nahrung. Der Rundfunk meldet äußerst wechselhaftes Wetter für diesen Wintertag: Sturmböen, Regenschauer, zuweilen Aufheiterungen. Das wird einem zügigen Ablauf nicht gerade dienlich sein, überlegt Klaus Dreißig. Ein Glück, daß wir Lederolkleidung tragen, da wird uns die Nässe nichts anhaben. Auch seine drei Soldaten



An der Rolle: Gefreiter Bietau

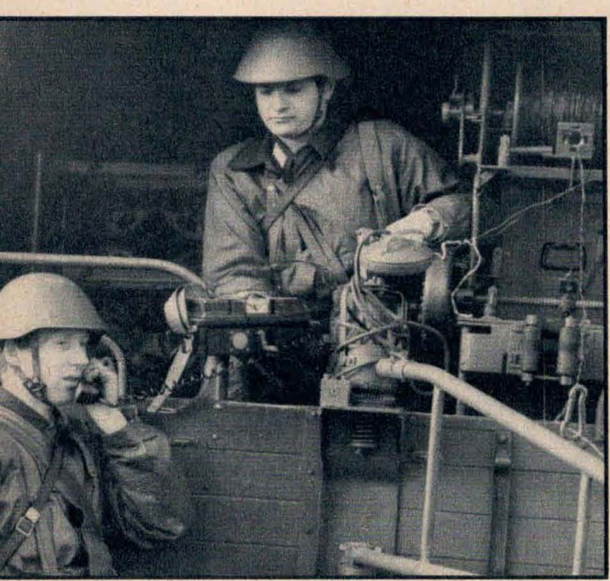


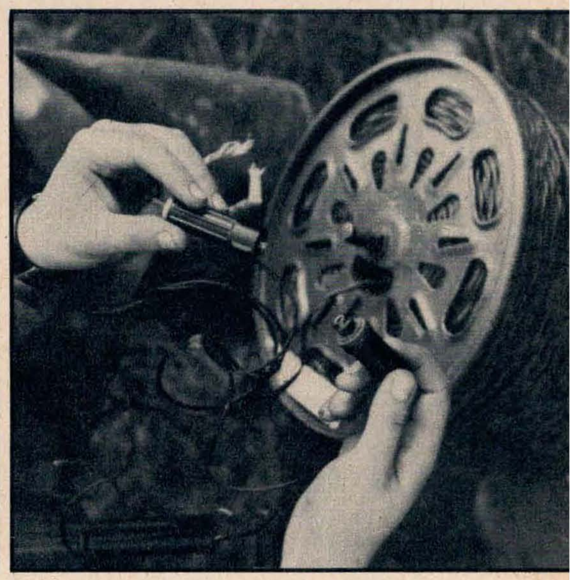
sind optimistisch. „Der Wind wird uns schon nicht umreißen“, sagt Genosse Hofmann. Axel Bietau möchte ein „rundes Ding“ machen, während Thomas Hergesell lax abwinkt: „Ich habe bei den Funkern schon ganz andere, schwerere Sachen überstanden.“

So macht sich denn der Fernsprechleitungstrupp über schlammige Pfade, durch nasses Gestrüpp auf seine 5-km-Strecke. Von Bietaus Rücken wird eine Kabelrolle nach der anderen abgewickelt, später, bei den glatten Feldwegen, übernimmt das die Verlegeeinrichtung auf dem LO. Aber in allen Fällen muß der lange schwarze Leitungsdraht mit der Hand in den Straßengraben oder längs der Koppelzäune gelegt, muß er über Sträucher gehoben, sorgsam getarnt werden. Jedesmal, wenn ein Weg überquert wird, heißt es: Rein in die Erde mit dem Draht! Da wird ein Ankerpfahl nach dem anderen in den Boden geschlagen, daran das Kabel abgebunden und fest gemacht, ein winziger Graben geschaufelt, in dem die Leitung verschwindet.

„Tempo! Tempo!“ ermahnt der Truppführer die Genossen Hergesell und Hofmann. Sie kommen mit dem Ausschaufeln nicht hinterher, müssen sich sputen, damit das Ausrollen der Leitungen sich nicht verzögert. Die Zeit, in der die Verbindung steht, ist bedeutsam für die Arbeit der Fernsprecher. Je eher die Führungsstäbe an den beiden Endstellen angeschlossen sind, sich gegenseitig informieren können, desto besser werden diese Einheiten ihre Handlungen erfüllen. Solch ein Nachrichtentrupp hat es also in der Hand, die Gefechtslage zu beeinflussen. Immer wieder schaut Unteroffizier Dreißig deshalb auf seine Uhr, faßt dort mit zu, wo der Ablauf ins Stocken gerät, ist mal vorn, mal hinten, spornt die anderen mit seiner flinken Arbeit an. „Eine Plackerei!“ stöhnt Hofmann; „Diese Latscherei!“ mault Hergesell. Beide sind bald ins Schwitzen geraten, trotz des eisigen, stürmischen Windes, der an ihrer Kleidung zerrt, trotz der unzähligen Regentropfen und Schneeflocken, die ihnen zuweilen ins Gesicht peitschen.

Eine Chaussee muß überquert werden. Im Überbau. Mit der langen Baustange, der Drahtgabel, hängt Soldat Hofmann das Kabel hoch auf starke Astgabeln rechts und links des Straßenrandes ein, will weitermarschieren. Aber der Truppführer ist nicht zufrieden. Zu lasch hängt die Leitung in der Mitte durch. Vielleicht könnte sie sich noch weiter lösen, die heutigen Sturmböen sind ja nicht







Soldat Hofmann an der Verlegeeinrichtung auf dem LO, Unteroffizier Dreißig ruft zur Endstelle





ohne. Das würde den Verkehr gefährden, den Draht vielleicht zerreißen. Und er schiebt ihn noch höher, legt ihn über die Äste. „So ist's besser!" Der Reservist nickt. Du weißt es ja, denkt er im stillen. Aber du siehst, der Unteroffizier achtet auf alles. Zunehmend spielen sich die vier ein, helfen sich gegenseitig, wissen, wo angepackt werden muß. So nach dem Auslegen der fünften Rolle. Der Truppführer ruft nach jeder ausgelegten Länge zur Endstelle durch, prüft damit die Qualität der Leitung. Doch diesmal kommt kein Ruf an. Ist der Draht zerrissen? Gefreiter Bietau erhält den Befehl, die Bautasche vom Lkw zu holen, zurückzulaufen, Meter für Meter den Draht zu überprüfen. Mit der Hand. Er muß 500 Meter stiefeln, ehe er die Verbindung zur vorherliegenden Rolle erreicht.



Rasch findet er dort den Fehler. Der Stecker hatte sich durch Kabelzug gelockert, dadurch kamen keine Kontakte zustande.
Kurze Zeit später wiederum eine Störung. Erneut kommt der Ruf nicht an der Endstelle an. So sehr sie auch suchen, einen Schaden finden sie nicht. „Vielleicht Kurzschluß im Kabel", mutmaßt der Unteroffizier. „Länge auswechseln!" Fluchend ob der zusätzlichen Arbeit spulen sie die alte Rolle auf, legen die neue Leitung längs des Straßengrabens aus. „Los, los! Beeilung!" ruft Dreißig öfters.
Neun Kabelrollen sind verlegt, als sie auf den toten Arm eines Kanals stoßen. Das Ziel liegt jenseits im Dickicht, eine Brücke fehlt, die Umgehung des Wasserhindernisses wäre zu aufwendig. „Schlauchboot fertig machen!" befiehlt der Truppführer. Zu dritt zwängen sie sich in das schaukelnde Gefährt, stemmen sich gegen den Wind, der sie abzutreiben versucht, wickeln die letzte Rolle des Drahtes ab.
Schließlich ist die Endstelle erreicht, das lange Kabelband abgeschlossen. Der Zugführer schätzt die Aufgabe als erfüllt ein. Es habe sich gezeigt, daß dies auch ein zufällig zusammengestellter Trupp schaffen kann. Ausschlaggebend sei die einwandfreie Führung durch den Unteroffizier und die Einsatzbereitschaft jedes einzelnen.
Klaus Dreißig ist zufrieden mit dem „Trupp auf Zeit". Seine anfänglichen Bedenken bestätigten sich nicht, die Männer fanden bald zueinander, arbeiteten zügig. Und nach Bietaus Auffassung habe es sogar Spaß gemacht. Auch vom Wetter hatte der Truppführer weit Schlimmeres erwartet. Aber er schaut nachdenklich auf seine Uhr. „Wir liegen über der Zeit", resümiert der



Unteroffizier. „Jedoch, wenn man bedenkt: Neunmal Tiefbau, einmal Hochbau, zwei Störungen ...“ Immerhin ist er ehrlich genug einzugestehen, daß da noch Reserven drinlagen, die ganze Sache hätte in kürzerer Zeit ablaufen können. „Bietau beispielsweise: der ließ sich zum Schluß etwas hängen. Oder beim Gasalarm. Warum war da Hofmann, der Reservist, schneller beim Anziehen der Schutzausrüstung als die beiden Grundwehrdienstpflichtigen? Und daß wir alle zuerst die Kapuze über den Stahlhelm stülpten anstatt umgekehrt, müssen wir unserer Schußlichkeit anrechnen. Aber auch das Überqueren des Kanals mit dem Schlauchboot war so'n Ding! Bis Bietau und Hergesell den gleichen Ruderrhythmus fanden und wir endlich am anderen Ufer anlegen konnten, verflossen ebenfalls ein paar Minuten.“

„Wann saßen wir schon mal im Schlauchboot?“ entschuldigt sich Gefreiter Bietau. „So was müßte man öfters üben.“ Und Hergesell: „Ich bin froh, daß wir alles geschafft haben. Was habe ich geschwitzt!“ Aber sie sind einsichtig genug, einzugestehen, daß hier und da noch ein Quentchen mehr drin gewesen wäre.

Gewiß, der heutige Einsatz brachte keine allzu komplizierten Aufgaben, war eine Übung wie etliche ihresgleichen, von der keine weiteren Konsequenzen für Stäbe und Einheiten abhingen. Und doch: jeder der vier sollte Nachlässigkeiten nicht unterbewerten, denn bei einem realen Gefechtseinsatz können sie ausschlaggebend sein. Sie haben darüber nachgedacht. Gunard Hofmann drückte es so aus: „Man lernt nie aus!“

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut



Die Träume vom Glück

Kurzgeschichte von Stabsmatrose d. R. Claus Zander

„Ganz ruhig gehe ich. So leise wie möglich. Nur ja nichts überstürzen. Ich habe Zeit. Bin früh genug aufgestanden, um im Morgendämmern am Wasser zu sein. Schon höre ich die ersten Enten schnattern, ein Häher flieht laut scheltend ins Unterholz, ein prächtiger grünschimmernder Käfer fällt morgenträge vor mir auf den Pfad. Am See verharre ich, stelle mich tot, warte geduldig, bis die Natur wieder lebt. Unweit von mir schlüpft eine Ringelnatter ins Wasser, mit elegantem Körperschlängeln entfernt sie sich. Stolz hebt sie den Kopf, das Haupt einer goldgekrönten Königin. Bald verschwindet sie aus meinem Blickfeld. Nebel liegt auf dem See. Ich weiß von den herrlichen Birken am jenseitigen Ufer und freue mich auf den Augenblick, in dem die Sonne den Nebel bezwungen haben wird."

Oberleutnant Kamaskow legte eine Pause ein. Er lächelte, stützte das Kinn in eine Hand, wirkte verlegen, wie ein älteres Schulkind, das beim Spielen mit Bauklötzen ertappt wird. Leutnant Hanke goß ihm Tee nach, hob das Glas und sagte: „Auf die Schönheit Ihrer Heimat!"

„Danke, Genosse Hanke. Sie verstehen mich. Das ist meine Welt. Dafür lohnt es sich zu leben. Unberührte Natur, das Auge lacht. Und nicht nur das Auge. Auch der Magen. Gern würde ich Ihnen einen Fisch servieren. Spitzenexemplare gibt es dort. Die besten Sorten der Erde, groß und schmackhaft." Oberleutnant Kamaskow schnalzte mit der Zunge, legte seine schwere Hand auf Hankes Unterarm. „Manchmal könnte ich heulen vor lauter Heimweh. Hoffentlich komme ich bald wieder einmal nach Hause!"

Leutnant Hanke betrachtete den sowjetischen Offizier von der Seite. Er war mittelgroß und kräftig gebaut, das Gesicht voll und rotbraun, die Lippen wulstig. Knollennase und buschige Augenbrauen rundeten das Bild eines Mannes vom Lande ab, der sich nach ruhiger Umgebung und handfester Arbeit sehnt.

Kamaskow war wie Hanke Kommandant, hatte von einer sowjetischen Werft ein Schiff überführt und es am Vormittag einer Besatzung der Volksmarine übergeben. Während seines mehrtägigen Aufenthalts hatte er auf Hankes Boot Quartier bezogen, eine Koje in dessen Kammer belegt und sich mit ihm angefreundet. Hanke wollte Kamaskow aus seinen Träumen reißen. Er wußte, wie schwer solche Minuten sein konnten. Er sprach von Schiffen und Booten, von Zuverlässigkeit, aber auch von Mängeln, erfuhr, daß man auf neueren Booten gleichen Typs manches verändert, verbessert hatte, äußerte dennoch Wünsche. Über einige Anregungen freute sich Kamaskow, er werde sie an zuständiger Stelle zur Sprache bringen, anderes verwarf er als ungerechtfertigten Luxus, der die Kampfkraft nicht im geringsten erhöhe, im Gegenteil den ohnehin knapp bemessenen Platz beschränke.



Hanke berichtete stolz von seiner Mannschaft. Im Wettbewerb hatte das Boot den ersten Platz belegt. Schon nach einem halben Jahr Fahrzeit war die Besatzung in der Lage, jede ihr übertragene Aufgabe zu lösen.

Kamaskow hörte interessiert zu. Man spürte, auch das war seine Welt: Technik, Ausbildung, Menschen. Als Hanke vom Hauptmaschinenstart unter Alarmbedingungen sprach, richtete er sich auf. Er wußte, der Motor ist das Herz des Schiffes. Wenn es ordentlich puckerte, war alles in Ordnung. Wehe, wenn es erkrankte. Und das schlimmste war der Infarkt.

„Genosse Kamaskow, kommen Sie doch einfach mit", bot Hanke an, „ich stelle Ihnen meinen Leitenden Maschinisten vor. Er wird Ihnen zusagen."

„Einverstanden", erwiderte Kamaskow ohne Umschweife. „Ich sehe mir gern die Burschen an, die an solchen Maschinen stehen. Man sieht gleich, wie einer mit der Technik verbunden ist."

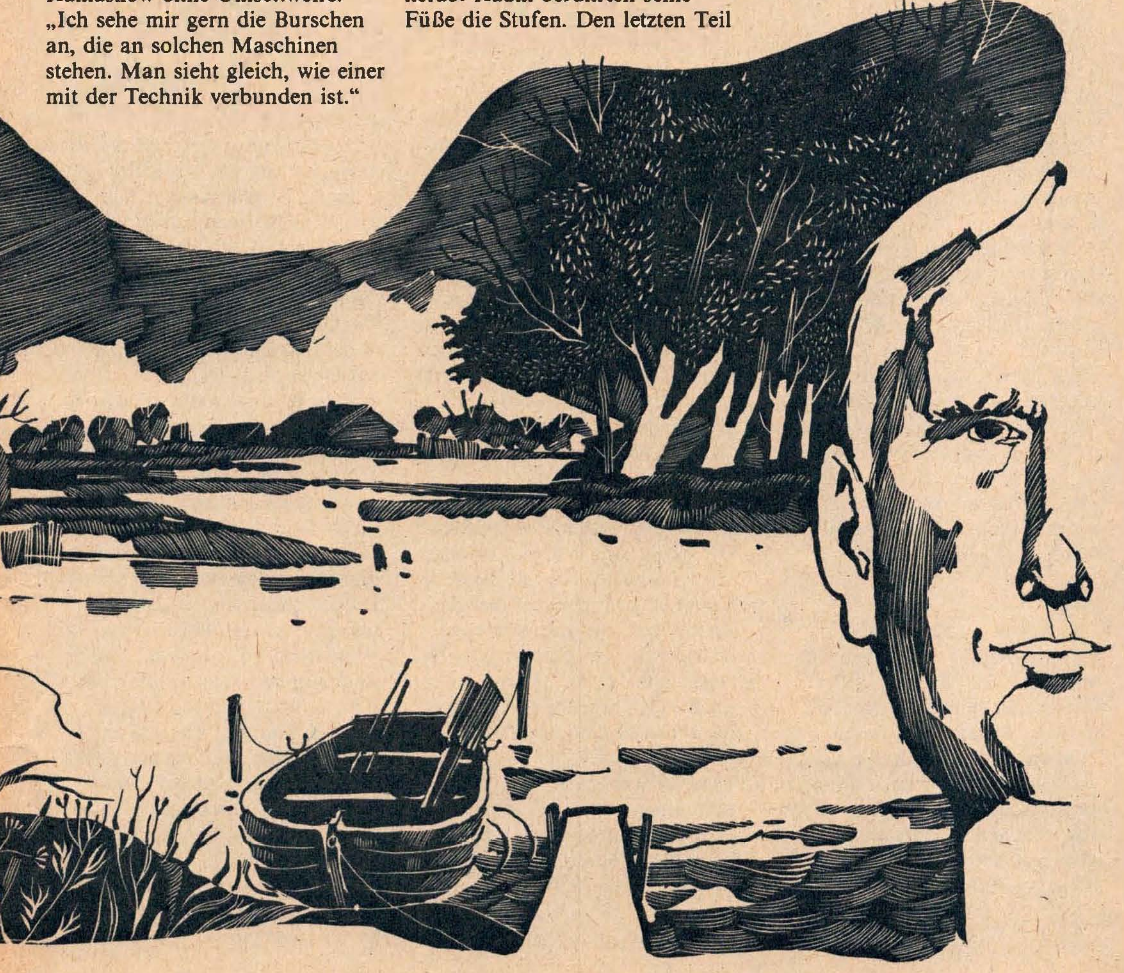
Leutnant Hankes Augen glänzten vor Erregung, als er vorschlug: „Ich befehle ein Maschinenmanöver, und Sie beobachten, was passiert. Hinterher sagen Sie mir, ob Ihnen meine Jungs gefallen haben."

Kamaskow wehrte ab. „Es ist gleich Feierabend. Lassen Sie den Leuten ihre Ruhe. Sie haben sie verdient. Der Dienst ist ohnedies hart genug."

Doch Hanke war nicht mehr zu bremsen. Minuten später war es vorbei mit der Ruhe an Bord. Die Maschinisten hasteten auf ihre Gefechtsstationen.

Der Elektriker erreichte als erster den Maschinenraum. Er startete den Hilfsdiesel und trennte die Stromverbindung zum Land. Ihm folgte der Pumpengast. Dann glitt Kittner, der Leitende Maschinist, den Niedergang herab. Kaum berührten seine Füße die Stufen. Den letzten Teil bewältigte er mit einem Riesensatz. Prüfend überblickte er den Motor, peilte den Ölstand, gab den Kühlwasserweg frei.

Brennstoff war genug im Vorratsbehälter. Mit sicheren Handgriffen schaltete er die Druckluft durch. Es zischte leise. Geringe Leckmengen entwichen an den Ventilen. Die Maschine war startbereit. Gelassen sah Kittner zu den beiden Kommandanten. Er war zufrieden. Er beherrschte den Start im Schlaf. Routinearbeit. Mit ruhigem, festem Griff drückte der Maat den Anlaßhebel nieder. Zischen, Pfeifen. Der Motor rührte sich nicht. Unverzüglich wiederholte Kittner den Anlaßvorgang. Asthmatisch keuchte es aus der Maschine, aber sie kam nicht in Gang. Besorgt sah Kittner zum Druckluftmanometer. Teufel! Zu niedrig. Mit dem bißchen Wind



konnte man allenfalls einen Fahrradschlauch aufpumpen, aber keinen Sechstausender-Diesel auf Trab bringen. Er hatte versäumt, die Luftflaschen zu füllen, obwohl er bereits vor sieben Stunden zum Diensthabenden Maschinisten vergattert worden war. Kittner schielte zu den Offizieren. Ausgerechnet heute mußten sie hier stehen! Wann war ihm das schon mal passiert? Noch nie. Mit langen Schritten eilte er zum Kompressor, warf ihn an.

Sekunden sah er auf das Manometer. Zum Verzweifeln. Es dauerte viel zu lange.

Die Flaschen würden nicht vor einer Viertelstunde ausreichend voll sein.

Leutnant Hanke hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt. Sie waren feucht. Ungeduldig ließ er die Knöchel knacken. Das war ja ein Reinfall. Was würde Kamaskow denken? So beherrscht ihr also unsere wertvolle Technik. Technik, die in der Lage ist, jeden Feind zu vernichten, wenn sie richtig eingesetzt wird. Ja, man muß mit ihr umgehen können, und das kann man nur, wenn man sie liebt, wenn man sie behandelt wie die eigene Freundin.

Blitzschnell überlegte Kittner. Dann raste er quer durch den Maschinenraum zum dieselgetriebenen Hochdruckverdichter. Torpedos füllen war seine Aufgabe. Zum Maschinenstart war das Aggregat noch nie verwendet worden. Aber möglich sein mußte es. Verbindungsleitungen legen. Warum sollte er es nicht versuchen? Weshalb nicht heute? Mit einem dumpfen Knall begann der Verdichter seine Arbeit. Laut knatternd trieb er den Manometerzeiger in die Höhe.

Leutnant Hanke hatte mit offenem Mund zugesehen. Starr stand er. Das Wippen in den Zehen war ihm vergangen, als sich der Motor nicht um eine Winzigkeit gedreht hatte. Dann das gequälte Hämmern des Kompressors. Betreten hatte er zu dem sowjetischen Offizier geschaut, der alles aus halb zugekniffenen Augen verfolgte, ohne daß sein Gesicht eine Regung zeigte.

Schließlich war Kittner zum Hochdruckverdichter gelaufen. Wozu? Sie wollten doch keinen Torpedo, sondern die Hauptmaschine starten. Die stand hier: mittschiffs und nicht dort drüben in der achteren Backbordecke. Hanke schüttelte verärgert den Kopf. Kittner, Kittner! Doch dann begriff er, sah, wie Kittner den Luftleitungen durch den Maschinenraum folgte, Handräder betätigte. Wenn das funktionierte ...

Hanke rieb sich die Hände. Noch niemand war an Bord auf den Gedanken gekommen. Er konnte sich nicht mehr bezwingen, lief zu den Luftflaschen. Man konnte sehen, wie sich der Zeiger drehte. Fünf ... zehn ... fünfzehn. Phantastisch. Da steckte Kraft drin. Hanke konnte seine Hände nicht mehr stillhalten, setzte die Mütze ab, strich die Haare glatt, sah zu Kamaskow. Na, ist das nicht ein Prachtbursche, mein LM! Kamaskow guckte ernst wie zuvor, die Beine breit, stand er unbeweglich.

Schon war am Manometer die Zwanzig überschritten. Kittner ging zum Motor, griff den Anlaßstock, drückte ... tsch ... bem-bem-bem. Energisch setzte sich der Motor in Bewegung, kam schnell auf Touren. Noch lief er unrund, aber das war normal. Leutnant Hanke sah dankbar zu seinem fähigsten Maschinisten. Am liebsten hätte er ihn umarmt.

Hanke blickte zur Uhr, hielt sie dem Oberleutnant hin.

„Nun, was sagen Sie. Eine gute Zeit, nicht wahr?"

Der Oberleutnant nickte. Der Anlaßvorgang hatte trotz allem nur wenig länger als im bisherigen Bestfall gedauert. Sekunden. Das war unerheblich. Aber daß Kittner die Idee mit dem Hochdruckverdichter gekommen war, begeisterte Hanke. „Das nenne ich Reaktionsfähigkeit, mit einem Blick die Situation erfassen, sofort handeln!"

Hanke war ein Einfall gekommen. Auch der Oberleutnant fand die Startzeit sehr gut, hatte die sicheren Bewegungen des Leitenden miterlebt. „Genosse Oberleutnant", sagte Hanke feierlich, „Sie sind unser Ehrengast. Ich bitte Sie deshalb, für meinen Leitenden Maschinisten eine Auszeichnung vorzuschlagen." Kamaskow sah Hanke fest an, das Gesicht unbeweglich, die Hände nach wie vor auf dem Rücken verschränkt.

„Ich kann ihn nicht auszeichnen", erklärte er ruhig.

„Einen Vorschlag", beharrte Hanke, „vornehmen werde ich selbstverständlich die Belobigung."

„Wenn Sie auf meiner Meinung bestehen ... also bitte: Ich würde den Genossen verpflichten, zwei Wochen lang gründlich die Bereitschaft der Hauptmaschine zu überwachen. Sie wissen, weshalb."

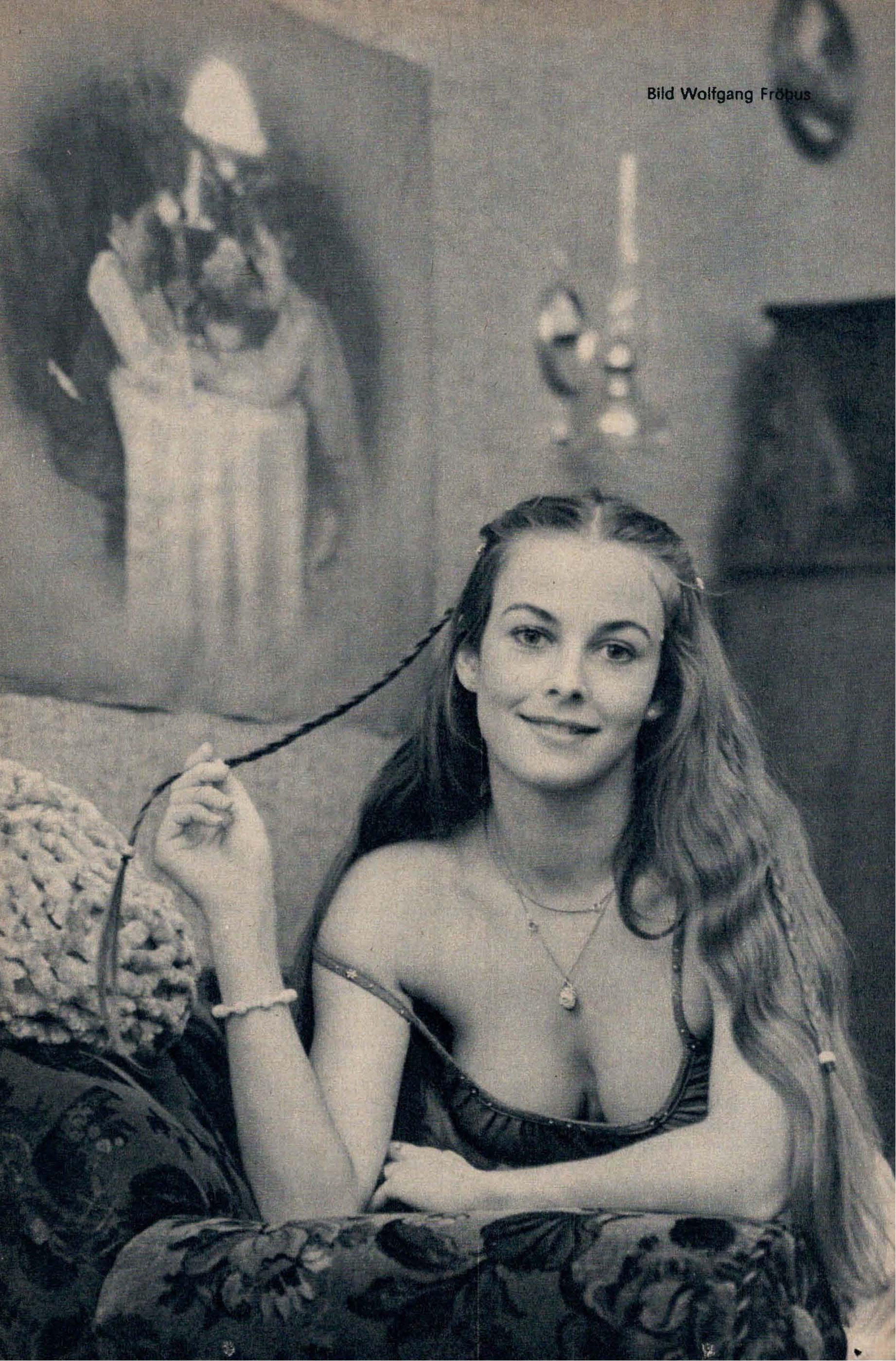
Hanke sah Kamaskow unsicher an, den Schwärmer, den Träumer, der im Morgengrauen durch den Wald zog, Enten schnattern zu hören, Ringelnattern zu beobachten. Dieser Mensch mit der weichen Seele verfuhr hier mit unerbittlicher Härte. Hanke ging langsam ein paar Schritte auf und ab.

Der Hochdruckverdichter – wenn Kittner nun nicht draufgekommen wäre ... es war ein Zufall. Und einen Zufall wollte er honorieren? Ohne den Zufall wäre das Boot bestenfalls eine Viertelstunde später seeklar gewesen. Fünfzehn Minuten! Eine lange Zeit im Ernstfall. Hanke sah wieder zu Kamaskow. Der wußte, worum es ging, wenn er so kompromißlos entschied. Und so mußte man entscheiden, wenn die Träume vom Glück nicht zur Illusion werden sollten.

Der Leutnant richtete sich auf. Er sah zu dem Hochdruckverdichter, dessen vielseitige Handhabung in Ausnahmesituationen bisher versäumt worden war. Wohl auch seine Schuld. Das mußte unbedingt geübt werden ... Kittner hatte ja in den kommenden vierzehn Tagen Zeit dafür. Später mußten auch die anderen eingeführt werden ...

Hanke folgte Kamaskow, der schnell den Niedergang hinaufstieg.

Illustration: Karl Fischer


Bild Wolfgang Fröbus



„Nun zeigt mal, was ihr könnt!" Dies sei zumeist der erste Satz, den Genossen aus anderen Einheiten an die Grenzer der Egon-Schultz-Kompanie richten würden, wenn's in der Garnison oder im Feldlager und überhaupt um den Vergleich von Leistungen gehe.
Der das berichtet, ist Berufsunteroffizier, Kommunist und stellvertretender Kommandeur eines Zuges dieser vielbeachteten Kompanie, die im Herbst 1982 zum sozialistischen Wettbewerb in den Grenztruppen der DDR aufrief und sich damit eine Bürde auflud, die „Verpflichtung zur Spitze" hieß. Ihr haben sich die Soldaten und Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere in jeder Hinsicht würdig erwiesen. Und guten Gewissens konnten sie den Stafettenstab des Wettbewerbsinitiators der Kompanie Freudenreich aus dem Grenzregiment „Wilhelm Bahnik" übergeben.
Mit nur befriedigenden Schießergebnissen war die Egon-Schultz-Kompanie ins vergangene Ausbildungsjahr gestiefelt, faßte schnell festen Tritt, brachte es im ersten Halbjahr zu einer soliden Zwei und steigerte sich im Sommer auf die untadelige Eins. Erfolgreich verteidigte sie auf ihrem „Kampfkurs X. Parteitag" den Titel „Beste Einheit", indem sie zuverlässig den ihr zugewiesenen Abschnitt an der Grenze unseres Landes sauberhielt. Eine Leistung, die sich zwar fließend zu Papier bringen läßt, die den Grenzern hingegen unablässig alles abfordert, was an Klassentreue, Liebe zur Heimat und Haß auf den Feind, an militärischem Können und politisch-moralischer wie geistiger und körperlicher Standhaftigkeit in ihnen steckt.
Da mag es einem Außenstehenden recht kleinkramig anmuten, wenn sich in dieser Einheit ein Soldat namens Jacobi eines schönen Augusttages freut, daß er nun endlich nach mancherlei Ansätzen drei Kilometer auf der Aschenbahn in reichlich 13 Minuten rennt und dafür die Note Drei erhält. „Hurra! So schnell war ich noch nie, wer hätte das gedacht, Klasse!". Ja, so etwa habe dieser Grenzer gejubelt, bestätigte uns Unteroffizier Hans-Jörg Gamlich, Sportgruppenorganisator der Egon-Schultz-Kompanie.
Und es kommt ja noch dicker. Die Laufgruppen-„Chefs" Unteroffizier Schmidt und Soldat Butzin hatten Jacobi nicht auf die Trainingsstrecke gezwungen – ach was; der Mann hatte sich, um flinker zu werden, den beiden freiwillig „ausgeliefert". Und das schier Unglaubliche: Er sei nicht der einzige, meint Unteroffizier Gamlich. Viele aus der Einheit würden es so halten: nach Dienst die Stiefel herunter, Laufschuhe an die Füße und hinaus ins Freie, dort tüchtig alle Muskelpartien lockern und die Lungen durchlüften ...
Das sei mal was Neues, meinen Sie skeptisch? Gewiß doch, für die Grenzer auf jeden Fall.



Nun zeigt mal, was ihr könnt!

Genauer: Für sie ist es an manchen Tagen mal was anderes, sofern sie Zeit dafür finden. Denn ihr Dienst ist verdammt hart. Und ein paar freie Stunden sind schon viel, die Aussicht auf ein freies Wochenende aber bei Sport und Erholung oder mit Freundin oder Frau ist mindestens so selten wie ein Dreier im Tele-Lotto.
„Tag um Tag wachen unsere Grenzsoldaten im Wechsel von Früh-, Spät- und Nachtdienst", schildert Hans-Jörg Gamlich. „Allen Unbilden des Wetters und der Jahreszeiten sind sie ausgesetzt. Da geht es anscheinend nur jenem Posten gut, der einen Beobachtungsturm besetzt hält. Weil er ein Dach über'm Kopf hat. Das stimmt, soweit es das Dach betrifft. Aber acht Stunden dort oben hocken und hellwach



den Beobachtungssektor unter Kontrolle behalten – immer einer blitzschnellen Lageänderung gewärtig und bereit, auf Grenzprovokationen sofort und besonnen, mit kühlem Kopf, zu reagieren –, das strengt die Nerven zum Bersten an und geht auf die Knochen. Das verlangt Meisterschaft im Umgang mit dem Kampfauftrag und mit sich selbst." Also Selbstbeherrschung. Was soviel heißt wie Körper und Geist im Griff und in Schwung zu halten.

Dazu bedienen sich die Grenzer der Egon-Schultz-Kompanie, die nach Meinung Unteroffizier Gamlichs „beileibe keine Helden, sondern ganz normale, verantwortungsbewußte Jungs" sind, des Vitamins „Freizeitsport". Mit seinen Zutaten Krafttraining, Meilenlauf, Fernwettkämpfe, Ballspiele, Tischtennis und Kompanie-Sportfest, Schach und sogar Skat – „ist doch egal, ob den die FDJ oder die ASV organisiert; Hauptsache, es ist was los!" – hat es sich als ein probates „Aufbaumittel" bewährt. „Vor einiger Zeit", so der Sportgruppenorganisator, „hatte ich zwanzig Mann im 3000-m-Lauf zu überprüfen, fürs Militärsportabzeichen. Lediglich zwei waren zu langsam." Vielleicht jene, die der Kompanie zu hundertprozentiger Normerfüllung auf der Sturmbahn gefehlt hatten? Denn 96 Prozent der Truppe überwanden den schwierigen 400-m-Kurs mit Zeiten zwischen vier bis knapp 5 Minuten. Gut. Auch gut genug,

was die besonderen Ansprüche des Grenzdienstes an den Posten betrifft?
„Mal ein Beispiel: Um einen Grenzverletzer dingfest machen zu können, kann der Posten gezwungen sein, im Handlungsraum mit voller Ausrüstung und bei jeder Witterung an die 300 Meter zu sprinten", erläutert Unteroffizier Gamlich. „Er muß also schnell und kräftig, ausdauernd und konzentrationsfähig sein. Deshalb beschlossen wir, diese Eigenschaften auf neue Weise im Freizeitsport festigen zu helfen." In einem für Grenzer spezifischen Wettkampf, den die Sportgruppe der Egon-Schultz-Kompanie ins Leben gerufen hat.
An den Start gehen feldmäßig ausgerüstete Sechser-Mannschaften – jeweils fünf Soldaten und ein Unteroffizier. Ihre Aufgabe: 100 Meter mit aufgesetzter Schutzmaske zu einem Schießstand laufen, dort die Schutzmaske absetzen und verpacken, mit dem Luftgewehr stehend freihändig 5 Schuß auf fünf Meter entfernte Zehnerringscheiben abgeben; nach weiteren schnellen hundert Metern kollektiv die Eskaladierwand nehmen, anschließend einen „Verletzten" bergen und ihn auf der dritten 100-m-Teilstrecke ins Ziel bringen. Dort klickt die Stoppuhr des Zeitnehmers, wenn jeweils der Letzte einer Mannschaft eingetroffen ist. „Massensportlicher Wettstreit als Vorbereitung auf mögliche Gefechtssituationen, die unsere Genossen sozusagen aus dem Stand bestehen müssen", kommentiert Unteroffizier Gamlich ein Training dienstfreier Grenzsoldaten. Wir haben es auf diesen Seiten für Sie ins Bild gebracht.
Wenn die beste Sechser-Mannschaft der Egon-Schultz-Kompanie mit den Zeitschnellsten und Treffsichersten der anderen Einheiten des Grenzregiments „Heinrich Dorrenbach" demnächst erneut zum Wettstreit antritt, wird es vor dem Start sicher wieder heißen: „Nun zeigt mal, was ihr könnt!"

Text: Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild: Manfred Uhlenhut (3), Günter Bredow (1)



Pardon wird nicht gegeben!

Tatsachenbericht von Dr. Christian Heermann

„Ketteler und seine fröhlichen Leute haben eben sieben Boxer von der Mauer heruntergeschossen. 50 oder 100 exerzierten in einer Entfernung von etwa 200 Metern, sieben wurden getötet und, wie ich denke, viele verwundet.“ Das berichtet Times-Korrespondent G. E. Morrison im Juni 1900 aus der chinesischen Hauptstadt. Lustig geht es in jenen Tagen beim Wettschießen auf das „jagdbare Wild“ zu, lautes Hallo ertönt bei jedem Treffer, und man freut sich auf die nächste „sportliche Veranstaltung“.

Mit Sport allerdings hat dieses Treiben überhaupt nichts zu tun: Die Schüsse werden aus sicherem Hinterhalt abgefeuert, und die Zielobjekte sind Menschen. Unbekannt bleibt die genaue Zahl der Getöteten.

Als am 20. Juni der Chef der gleichermaßen heimtückischen wie fröhlichen Mörder die geschützte Bastion verläßt, ereilt ihn sein Schicksal; er fällt einem rächenden Attentat zum Opfer. Nun kehren sich alle Begriffe um, denn dieser Ketteler heißt exakt Clemens Freiherr von Ketteler; er ist zudem Gesandter des deutschen Kaiserreiches in China. Daß er vom Botschaftsgelände aus Zielschießübungen auf Chinesen organisierte, wird fortan nicht mehr erwähnt.

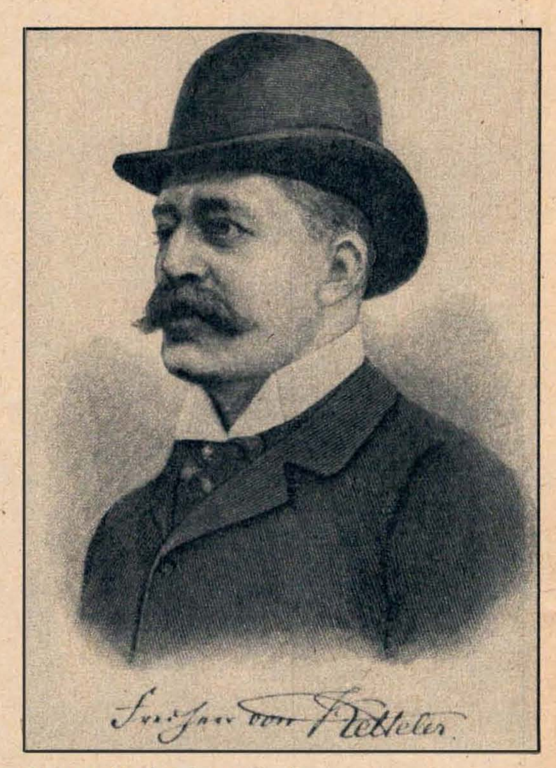
Wilhelm II. schreit, als er vom Tod seines Diplomaten hört, von einer „Frechheit unerhörten, durch Grausamkeit Schauder erregend ... Verlange exemplarische Bestrafung und Rache ... Mitten in tiefsten Frieden hinein, für mich leider nicht unerwartet, ist die Brandfackel des Krieges geschleudert worden.“

Damit beginnen jene Ereignisse, die viele Geschichtsbücher als „Boxerkrieg“ bezeichnen. Für den deutschen Kaiser, und damit sagt er die volle Wahrheit, kommen sie „nicht unerwartet“. Das geheuchelte Bedauern – „leider“ – ist allerdings unangebracht, denn auf den Anlaß hat er lange gewartet.

Die Wurzeln des Geschehens reichen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Zwischen den rivalisierenden europäischen Mächten beginnt der Wettlauf um ostasiatische Gebiete. Großbritannien beispielsweise setzt sich in Burma fest und Frankreich in jenen Gebieten, die dann Französisch-



Kaiser Wilhelm II. in Siegerpose auf der Kommandobrücke eines Linienschiffes



Clemens Freiherr von Ketteler
Am 31. Dezember 1900 müssen Chinesen ihren Landsmann hinrichten, der das Attentat auf den schießwütigen Gesandten Ketteler verübte

Indochina heißen. Die Blicke der Imperialisten richten sich auf das chinesische Kaiserreich mit den vielversprechenden Möglichkeiten für Waren- und Kapitalexport und für das Ausbeuten von Bodenschätzen.

Heimtückischer „Erwerb"

Anfang 1896 wird Admiral Alfred von Tirpitz beauftragt, an der chinesischen Küste einen geeigneten Platz für eine erste deutsche Kolonie auszuspähen. Er empfiehlt die Bucht von Kiaotschou (heute Jiaozhou). Wilhelm II. bestätigt im November den Vorschlag und wartet dann auf eine günstige Gelegenheit „zum Erwerb". Diese ist ein Jahr darauf gegeben, als in China zwei deutsche Missionare ums Leben kommen. Um „das Kreuz und dessen Diener zu verteidigen", befiehlt der Kaiser seiner bereits vor der Küste kreuzenden Ostasiatischen Kreuzerdivision, die begehrte Bucht zu besetzen. Das militärisch schwache China wird gezwungen, das Gebiet um Kiaotschou für 99 Jahre an Deutschland zu verpachten und in der Provinz Shandong die reichen Kohlen- und Erzlager per Konzessionen abzutreten.
Dieser geglückte Handstreich verlockt weitere imperialistische Mächte zu ähnlichen Aktionen; in China gerät die bisherige britische Vormachtstellung ins Wanken. Expansionsdrang und Konkurrenzkampf werden auf dem Rücken des einfachen Volkes ausgetragen, das unter der Ausbeutung durch die einheimischen herrschenden Schichten ohnehin genug zu leiden hat. So entwickelt sich eine nationale, antiimperialistische Bewegung, die sich Anfang 1899 zunächst im Geheimbund der Ihotwan organisiert. (Übersetzt heißt das „Faustkämpfer für Rechtlichkeit und Eintracht", woraus der häufig diskriminierend gebrauchte Name „Boxer" entstand.) Ein Jahr darauf leiten die Ihotwan einen Aufstand ein, der sich rasch ausbreitet. Die imperialistischen Mächte fühlen die geraubten Besitzstände und erpreßten Privilegien bedroht; ab Ende Mai 1900 landen von den in ostasiatischen Gewässern stationierten Kreuzern und Kanonenbooten „Schutzdetachements" in Peking (Beijing) und anderen Städten. Englische, österreichische, italienische, russische, französische, japanische und US-amerikanische Truppen brechen die chinesische Souveränität, und selbstverständlich sind auch deutsche Seesoldaten dabei, die am 3. Juni auf besondere Weise provozieren – indem sie „zu den Klängen des Preußenmarsches Tritt fassen und in straffer Haltung nahezu eine Stunde durch die Hauptverkehrsader Pekings marschieren."
Wenige Tage später hat der Aufstand auch die Hauptstadt erfaßt; besagter Freiherr von Ketteler „und seine fröhlichen Leute" fühlen sich unter dem Schutz der 50 Marineinfantristen stark und starten das mörderische Menschenschießen. Am 20. Juni, nach dem Tod des Gesandten, beginnen die „55 Tage von Peking". Die Ihotwan belagern das Diplomatenviertel, um den Abzug der fremden Truppen zu erzwingen; nach offiziellen deutschen Darstellungen aus jener Zeit angeblich mit einem Befehl der chinesischen Kaiserin, „die Gesandtschaften zu vernichten und dann die Fremden ins Meer zu werfen". Ein „Kampf um Leben und Tod gegen eine mindest hundertfache Übermacht" sei es gewesen – „heldenmütig und aufopferungsvoll" dabei die Belagerten, „feig und energielos" hingegen die Belagerer. So wird im nachhinein verfälschend erklärt, warum



das „geplante große Gemetzel" ausblieb, weshalb die Ihotwan unterließen, was ihnen nur wenig Mühe bereitet hätte.
Greuelmärchen geistern durch die bürgerliche Presse. In Hankau (heute Stadtteil von Wuhan), so ist zu lesen, sei ein katholischer Bischof – der Name bleibt bezeichnenderweise ungenannt – von „rohen Unmenschen unter Spott und Hohn" getötet worden: Zwei stechen ihm die Augen aus, ein anderer treibt ihm ein Bambusrohr „von unten in den Leib, bis das obere Ende zum Halse heraustrat. Nach dreistündigem Martyrium gab der unglückliche Oberhirte erst seinen Geist auf." Wenn es gestimmt hätte, wäre die Welt um ein medizinisches Wunder reicher geworden.
Zahlreiche „Meldungen" dieser Art gipfeln dann im Ruf, „den gesunden deutschen Kern und frischen Wagemut zu zeigen, welcher nach 30jähriger Friedenszeit endlich Gelegenheit hat, sich Luft zu machen."
Von Verhandlungen oder gar einer Beendigung der Botschaftsblockade durch Abzug der Detachements wollen Deutschland und auch die anderen imperialistischen Mächte nichts wissen. Jetzt halten sie ihre Stunde für gekommen, stellen die Rivalitäten vorübergehend zurück und vereinen sich zur gemeinsamen „Strafexpedition", an deren Ende für jeden Beteiligten neue Stücke vom großen chinesischen Kuchen stehen sollen. Das Oberkommando wird dem deutschen Feldmarschall Alfred Graf von Waldersee (1832–1904), einem notorischen Kriegstreiber, übertragen.
Der Feldmarschall, den Witzblätter nun als „Weltmarschall" bezeichnen, und sein Kaiser überbieten sich jetzt wechselseitig in kriegshetzerischen Reden. Während zahlreiche Truppenkontingente schon nach China unterwegs sind, reist Waldersee kraftprotzend durch deutsche Städte. Einerseits werden die Botschaftsbelagerer wegen ihrer vermeintlichen Feigheit verhöhnt, andererseits preist Waldersee „die glänzenden militärischen Eigenschaften der Chinesen." Da muß ein Sieg über so tapfere Krieger später umso ruhmvoller erscheinen. Und Wilhelm II. hofft darauf, „daß es vergönnt sein möge, den Chinesen in großer Feldschlacht eine vernichtende Niederlage beizubringen."

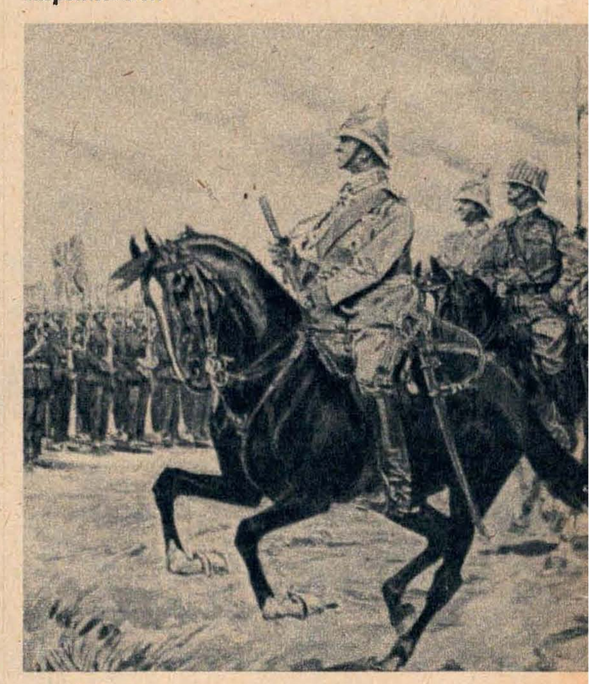
Kaiserlicher Scheidegruß

Wie er sich das im einzelnen wünscht, gibt er mit schneidiger Tölpelei am 27. Juni 1900 im „Kaiserlichen Scheidegruß an das Expeditionskorps" in Bremerhafen kund: „Kommt Ihr vor den Feind, so wird er geschlagen, Pardon wird nicht gegeben; Gefangene nicht gemacht. Wer Euch in die Hand fällt, sei in Eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, die sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen."
Waldersee läßt sich noch weitere vier Wochen Zeit



Alfred Graf von Waldersee

„Die Tätigkeit des Oberfeldherrn von Waldersee machte sich auf das wohlthuendste fühlbar" – bei Strafexpeditionen und Truppenparaden, hier beim Inspektionsritt



mit der Abreise, und als er am 27. September in China eintrifft, ist dort längst der Aufstand blutig niedergeschlagen. Eingedenk der kaiserlichen „Hunnenrede" hauste die deutsche Soldateska in der Art von Henkersknechten und Herrenmenschen. „Ich kann nur sagen", berichtet ein Offizier, „daß wir bei allen Hinrichtungen ohne jedes Mitleid und fast mit einer Art grimmigen Behagens zuschauten und daß es uns leid tat, daß diese Bestien so schnell sterben durften, und daß es nicht mehr waren."

Da Waldersee die erhoffte große Schlacht versagt blieb, teilt er seine Zeit zwischen glänzenden Paraden und schmutzigen „Säuberungsaktionen" in Provinzen, wo es schon lange nichts mehr zu „säubern" gibt. Da dampfen Anfang Oktober die deutschen Kriegsschiffe „Hansa", „Hela" und „Hertha" an der Küste nordwärts, und „alle sind gespannt, wie das Unternehmen abläuft"; man hält „mit begierigen Blicken" Ausschau nach Orten, wo noch kein „befreundetes Feldzeichen" weht. Das kleine Anwesen Tsingkwangtau kommt in Sicht. „Da keine Flagge zu sehen war", schreibt ein Beteiligter, „so wurde bald von unserer Seite mit den 21-cm-, 15-cm- und 8,8-cm-Geschützen geschossen. Höchst wirkungsvoll. Waren schon bei unserer Annäherung viele Menschen geflohen, so verließ jetzt auch noch der Rest den Ort. Unsere Schüsse blieben unerwidert, so daß nun das Landungskorps sich an Land begeben konnte, um den Ort für das Deutsche Reich in Besitz zu nehmen".

Ein anderes Kontingent dringt landeinwärts in ein Gebirgstal vor. Aus „ein paar kleinen Häuschen traten erschrocken zwei oder drei Bewohner heraus; sie waren, ehe sie einen Laut von sich geben konnten, festgenommen." Und offensichtlich erschossen – wobei die genaue Zahl unwichtig erscheint. Denn es geht sofort „im Sturmschritt den Pfad aufwärts." Wieder taucht „eine Gruppe kleiner Häuschen" auf; es ist eine Wachstation mit „etwa einem Dutzend chinesischer Truppen in Uniform ... Feuer! ... Mit einer Art wilden Freude gehen unsere Jungen augenblicklich in den so lange ersehnten Kampf, zielen und schießen mit glänzender Exaktheit ... Dann sehen wir die gefallenen Chinesen, etwa ein halbes Dutzend, die meisten durch den Kopf geschossen ..."

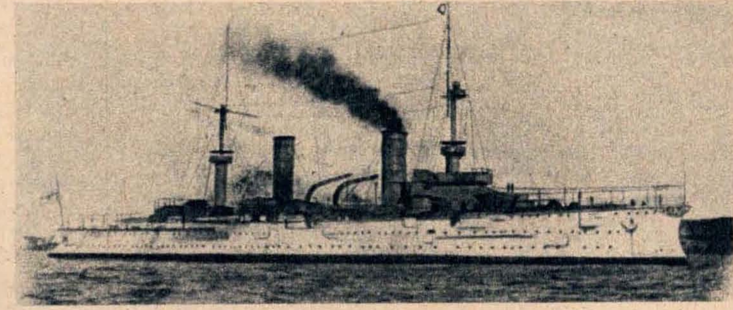
Etwa 91000 Soldaten der imperialistischen Mächte, darunter 20000 Deutsche, treiben nach der Niederwerfung der Ihotwan noch ein ganzes Jahr im fernöstlichen Kaiserreich ihr Unwesen. Die chinesischen Feldtruppen zählen zwar knapp 250000 Mann, sind jedoch durchweg schlecht bewaffnet. In dem unerklärten Krieg leisten sie kaum Widerstand. Und die veralteten Kriegsdschunken sind gegen die heimtückischen Überfälle der imperialistischen Armada mit ihren 153 Kriegsschiffen und 23 Torpedobooten schon völlig machtlos.

Erst am 7. 9. 1901 wird das „Friedensprotokoll" unterzeichnet. China muß unter anderem 1,4 Milliarden Mark Kontributionen bezahlen, ständige Stützpunkte der Interventionstruppen im Lande hinnehmen, diktierte „Handelsverträge" akzeptieren und

Der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck", eigens für den Einsatz in Ostasien gebaut, verläßt im Juni 1900 den Kieler Hafen

4. September 1901 im Neuen Palais zu Potsdam: Prinz Tschun, der Bruder des chinesischen Kaisers, muß sich von Wilhelm II. demütigen lassen.









Joseph Kürschner
Sein Illustrator G. Martin zeigt, wie ein deutscher Soldat mit Chinesen umzugehen hat

Der alte Kutschke an seine Kameraden in China.

Mel.: „König Wilhelm sass ganz heiter" etc.

Nun frisch auf, ihr deutschen Jungen, Waffenruf ist hell erklungen
Durch den ganzen deutschen Gau. Lustig schmettert die Trompete,
Ladet an des Heeres Tête euch auf blutgetränkte Au.

Dorten in dem Reich der Mitte, echt nach wilder Helden Sitte,
Wütet Mord und Plünderung. Grässlich werden sie erschlagen,
Die den Namen „Christen" tragen, und es fehlt Behinderung.

Ja sie meinen „weit vom Schusse ist der Deutsche und der Russe,
Jede andere Nation", und mit ihren Boxerbanden
Treten sie Kultur zu Schanden, teuflisch grinsen sie uns Hohn.

Alle Wetter! Das beliebt sich, aufzuspielen wie dort Siebzig
Uns der Herr Napolium. Feste ran! wie wir im Husche,
Schmeisst sie raus aus ihrem Busche, keiner krauche da herum.

Lehrt sie darum mores, leidlich, drillet sie gut deutsch und weidlich
Für den Hohn und für den Spott. Lasset sie die Rücken beugen
Und auch ehrfurchtsvoll bezeugen Achtung unserm Christengott.

Steuert diesem Heldenkoller, denn es ruft mit unsrem Zoller
„Rache!" jeder deutsche Mann. Auf darum zu frischen Thaten!
Drauf auf diese Asiaten! Zeiget, was der Deutsche kann.

Gotthelf Hoffmann-Kutschke.

den imperialistischen Kapitalhaien ungehinderten Zugang gewähren. Außerdem muß es eine Reihe diskriminierender Auflagen erfüllen, beispielsweise namentlich aufgeführte Sympathisanten der Ihotwan hinrichten. Drei hohe Würdenträger, so verlangt es Artikel 2 des Protokolls, „erhalten Befehl, sich selbst zu töten."

Der chinesische Prinz Tschun muß nach Potsdam reisen, um sich von Wilhelm II. demütigen zu lassen: Am 4.9.1901 verbeugt er sich im Neuen Palais vor dem deutschen Kaiser und bittet um Verzeihung für das Unrecht, das China Deutschland zugefügt habe! Ein trefflicheres Beispiel für die imperialistische Verdrehung von Recht und Unrecht läßt sich kaum finden.

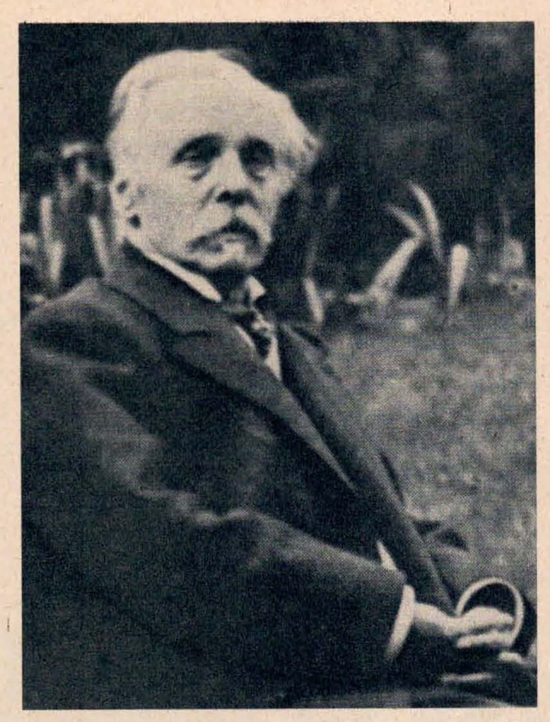
7000 deutsche Besatzer bleiben in China. 13000 Soldaten kehren ins Kaiserreich zurück, werden empfangen mit „Hipp, hipp, hurra!" und lassen „stolz die Brust schwellen, welche geschmückt ist mit der vom Kaiser verliehenen China-Medaille." Und das, wie es im Abschlußbericht heißt, trotz der großen Enttäuschung: „... der frische, fröhliche Krieg, den viele erhofft, war ausgeblieben." Markige Sprüche sollen das wettmachen, denn die Befehle der kaiserlichen Hunnenrede sind vollzogen.

„Der Name Deutschland hat seit Jahresfrist beim Chinesen einen anderen Klang", meldet Waldersee bei der Ankunft in Hamburg: „Der Asiat hat nur Achtung vor der rücksichtslosen Macht. Diese Achtung haben wir uns im vollsten Maße erworben, und sie wird voraussichtlich reiche Früchte tragen. Jetzt ist es Sache deutscher Unternehmungslust, entschlossen vorwärts zu gehen."

Wilhelm II. läßt seine „Chinakrieger" mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor paradieren, und dann findet im Lichthof des Zeughauses ein Festakt statt. „Das Auge hat nicht gezuckt und die Hand nicht gezittert", überschlägt sich die kaiserliche Stimme, „und so wurden die Siege errungen!" Mit „bewundernswürdiger Tüchtigkeit" – vor allem beim Erschießen wehrloser Zivilisten und Gefangener.

„Zeiget, was der Deutsche kann!"

Weil nun allein kernige Reden die hinterhältigen Mordexpeditionen nicht auf Dauer in das Gewand „gewaltiger Siege" einhüllen können, soll den „Ruhmestaten deutscher Kriegskunst" ein Denkmal besonderer Art errichtet werden. Die Idee dazu bringt Joseph Kürschner (1853–1902) auf, der unter anderem als Redakteur von Zeitschriften und literarischen Nachschlagewerken wie auch Herausgeber von Völkerhaß schürenden Schriften bekannt geworden war. Ein Verleger bescheinigte ihm einmal „eine Spürnase wie keine zweite"; so macht Kürschner auch mit „Krieg und Sieg" in China das große Geschäft. Er sammelt einen Mitarbeiterstab, der ihm in wenigen Wochen anderthalbtausend Spalten zusammenschreibt. Das Machwerk erscheint, wie damals häufig üblich, zuerst in einzelnen Lieferungen, dann



Karl May im Jahre 1911: Rufmord und Pressehetze haben ihre Spuren gezeichnet

als großbändiger Prachtschinken zum stolzen Preis von 25 Mark im Berliner Verlag „Deutsche Kriegerbund-Buchhandlung". Es gibt aus jener Zeit kaum ein anderes Werk, mit dem sich der Imperialismus noch deutlicher selbst entlarvt.

Einfache deutsche Soldaten hatten in Feldpostbriefen über die ihnen befohlenen Greueltaten berichtet. Die sozialdemokratische Presse veröffentlichte einige davon als sogenannte „Hunnenbriefe". Und August Bebel war in der Reichstagsdebatte vom November 1900 mit den Grausamkeiten der Interventen in China hart ins Gericht gegangen. Für Kürschner sind das alles, wie er im verlogenen Vorwort behauptet, „Erfindungen Solcher, die das Vorgehen Deutschlands in Mißkredit zu bringen suchten"; denn immer und überall sei es „korrekt" zugegangen. Solche „Korrektheit" wird dann in seinem Buch an unzähligen Beispielen erläutert.

„Fünfe links und fünfe rechts
Zerrt er an den Zöpfen
In der Hitze des Gefechts,
Um sie dann zu köpfen.
Oder sollt geneigt er sein,
Mal Pardon zu geben?
Er Pardon? Fällt ihm nicht ein!
Allen geht's ans Leben."

So läßt der Verseschmied Johannes Trojan seinen „Füselier Schulze" das Kaiserwort vollziehen.

Fortsetzung auf Seite 75

Seit rund elf Jahren wird in Wien über die gegenseitige Reduzierung von Streitkräften und Rüstungen in Mitteleuropa verhandelt. Und noch ist kein Ergebnis in Sicht. Wie kommt das? Der UNO-Publizist Heinz Boschek hatte mehrfach Gelegenheit, die „Verhandlungsbereitschaft" der USA-Delegation aus nächster Nähe zu verfolgen. Er schrieb für AR exklusiv auf, was er dabei erlebte:

Buchstabenkiller in Wien

Schon seit fünf Tagen türmte sich ein bleifarbenes, bizarres Wolkengebirge über der Stadt. Ein eisiger Wind teilte harte Graupelkörnerschläge aus und fegte die alten Gassen und Straßen Wiens nahezu leer. Der Monat März zeigte der Metropole an der Donau nicht gerade seine Honigseite. Kein gutes Vorzeichen, dachte ich, als sich die Pensionstür knarrend hinter mir ins Schloß senkte, und ich die Straße betrat. Und richtig: Ein kurzer Windstoß – und schon war meine Mini-Stadtkarte fort, kaum daß ich sie aus dem Mantel gefischt hatte. Zum Glück hatte ich mir das Gebäude, in dem die Pressekonferenz stattfinden sollte, bereits bei einem Spaziergang eingeprägt. Es lag ganz in der Nähe des Ballhausplatzes, den in Wien natürlich jedes Kind kennt. Schließlich residiert hier die österreichische Regierung.

Meine Sorge, mich in der fremden Stadt nicht zurecht zu finden, erwies sich, je näher ich dem Ballhausplatz kam, auch deshalb als grundlos: An jeder Ecke standen jetzt vier, fünf Gendarmen; Maschinenpistolen baumelten von den Schultern. Männer in Zivil versuchten, möglichst unauffällig, durch Ausweiskontrollen „Verdächtige" herauszufiltern. Ich zeigte einem von ihnen meinen Presseausweis und fragte, was dieses, sich ständig auffüllende Heerlager zu bedeuten habe. „Heuer haben's uns a' Bombendrohung zug'schickt. Da müssen's halt a' bisserl Verständnis haben". Sprach's und stürzte sich auf einen anderen Passanten.

Unangefochten erreichte ich nun das Haus, über dem die Bombendrohung schwebte, und glaubte mich schon am Ziel – da tauchten hinter den Säulen des Innenhofs zwei bullige Gestalten auf, wie einem der Chicagoer Unterweltfilme entsprungen. Sie klopften sorgfältig meinen Anzug nach Mordinstrumenten ab. Die amerikanische Botschaft hatte, wie ich später erfuhr, von der österreichischen Regierung keine Genehmigung erhalten, extra für diese Pressekonferenz ein paar FBI-Scharfschützen einzufliegen. So begnügte man sich mit zwei Karateschlägern. Von einem guten Gewissen sprach die Berührungsangst mit der Öffentlichkeit nicht gerade.

Der kleine Saal, der vielleicht 80 Menschen ohne Platzschwierigkeiten aufnehmen konnte, war schon zum größten Teil gefüllt. Man hatte Mühe, zwischen den Zigarettenrauchwolken die Gesichter der Versammelten zu erkennen. Hinter einem Podium hing eine Grafik, die fast die gesamte Wand einnahm. In englischer und deutscher Sprache sowie mit einigen Strichen wurde hier wieder einmal die „Notwendigkeit" begründet, einer „sowjetischen Überrüstung" entgegenzutreten. Besonders die taktischen Fliegerkräfte der NATO müßten verstärkt werden, da sie „hoffnungslos unterlegen" seien. Erst wenn dies geschehen sei, könne man „von einer Position der Stärke aus die Wiener Verhandlungen über eine Reduzierung von Truppen und Rüstungen in Mitteleuropa fortsetzen".

Das war im Prinzip nichts anderes als ein Neuaufguß des sogenannten „Nachrüstungsbeschlusses" der NATO von 1979 im Bereich der Mittelstreckenraketen – nur, daß dieses Mal die konventionelle Bewaffnung der Luftstreitkräfte ins Auge gefaßt wurde. Gemeinsam fordern beide, eine qualitative Veränderung des Kräftegleichgewichts in Mitteleuropa zugunsten der NATO herbeizuführen und dann die Bedingungen für künftige Verhandlungen zu diktieren. Von einer „Nachrüstung" kann da wohl keine Rede sein, hängt man auch noch so viele „Beweisgrafiken", angefertigt vom amerikanischen Geheimdienst, an die Wand.

Der Mann, der – übrigens in Zivil – den Raum durch einen Nebeneingang betrat, mochte Mitte der Vierzig sein. Er hielt sich betont straff, redete in kurzen, aber umso eindeutigeren Sätzen. Generalleutnant Dave Henry kam geradewegs aus einem der wichtigsten Luft- und Raumfahrtzentren des Pentagon, aus Kirtland im US-Bundesstaat New Mexico. „Wichtigstes Ziel der amerikanischen Unterhändler in Wien ist, Zeit zu gewinnen. Unsere militärische Stärke muß in Mitteleuropa so ausgebaut werden, daß wir in der Lage sind, den sowjetischen Einfluß selbst außerhalb des NATO-Bereichs

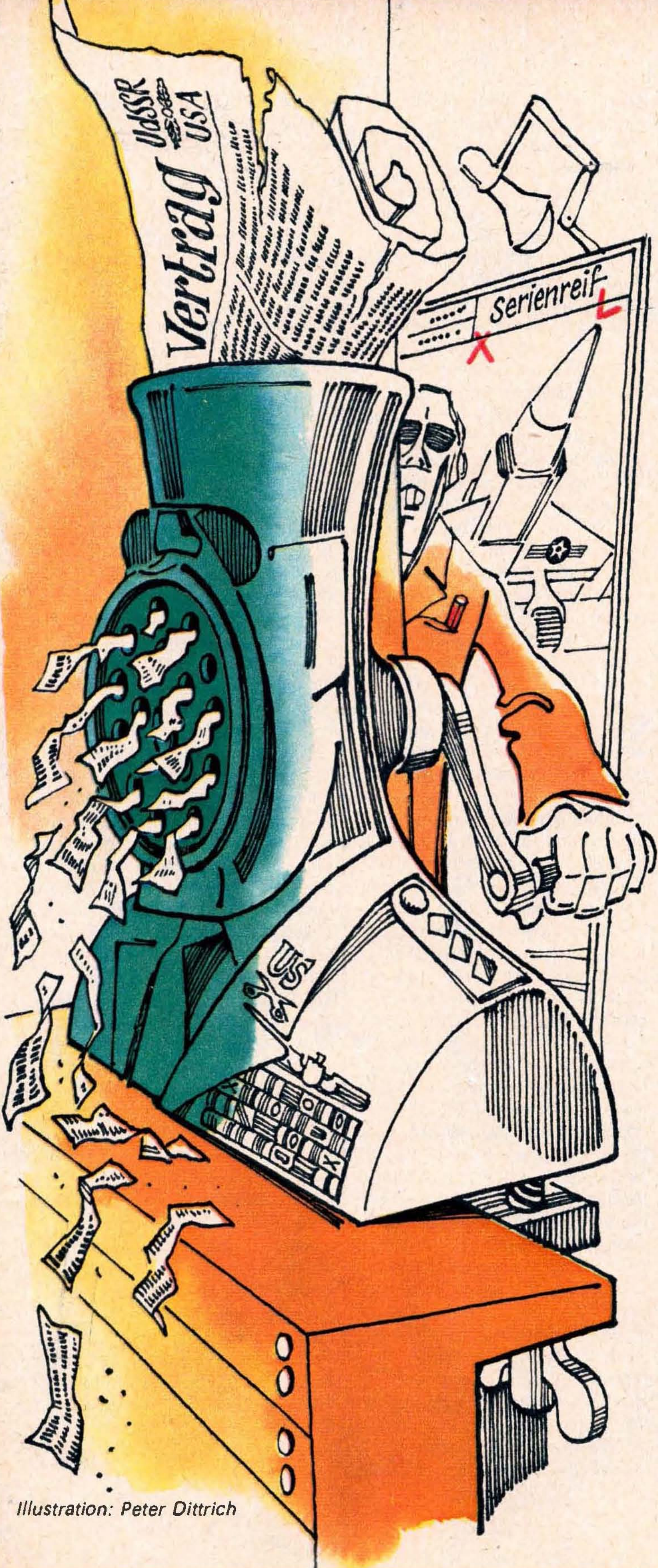


Illustration: Peter Dittrich

einzudämmen. Dem dient der Plan von General Rogers. Er kostet allerdings Zeit und Geld. Wir wollen die Qualität der konventionellen Bewaffnung an der Grenze zum Warschauer Vertrag so heben, daß man überhaupt keine Atomwaffen für einen eventuell notwendigen Präventivschlag benötigt. Damit würden wir gleichzeitig auch dieser irrealen Antiatomkriegshysterie in Europa begegnen. Wir sollten über die Reduzierung unserer Divisionen in Mitteleuropa erst wieder mit dem Osten verhandeln, wenn klar ist, daß wir dennoch ein waffentechnologisches Übergewicht besitzen."

Was der Mann aus dem Reagan'schen Amerika schamhaft verschwieg – bereits jetzt stehen 89 gefechtsbereiten, also nicht erst zusätzlich zu mobilisierenden NATO-Divisionen, nur 78 Divisionen auf Seiten des Warschauer Vertrages in Europa gegenüber. Dazu kommt noch, daß eine aktive US-amerikanische Division rund 19000 Mann, eine Bundeswehrdivision sogar rund 20000 Mann umfaßt. Auf Seiten des Warschauer Vertrages ist eine Division nur mit einer Höchstgrenze von 11000 Mann strukturiert. Die sozialistischen Länder gehen in Wien folglich von der Zahl der Soldaten und nicht der Divisionen aus.

Wie sich Washington neuartige „Sicherheitsverträge" für Europa vorstellt, das machte Generalleutnant Henry deutlich: „Wir sind dafür, einen Vertrag zu erarbeiten, der die frühzeitige Zerstörung von Atomforschungszentren potentieller Gegner als einen Selbstverteidigungsakt fixiert." In diesem Zusammenhang äußerte der Luftkriegsspezialist, Israels Bombardement des irakischen Kernforschungszentrums bei Bagdad im vergangenen Jahr sei eine Aktion gewesen, die „im modernen militärischen Präventivdenken legitim" sei. Wenn das keine eindeutige Kalkulation mit einem überraschenden militärischen Überfall in Europa darstellt ...

Die Verhandlungen in Wien jedenfalls sind durch die USA auf unabsehbare Zeit blockiert. Washington hat nicht nur in Bausch und Bogen alle Vorschläge sozialistischer Teilnehmerländer zurückgewiesen, so zum Beispiel ausgewogen auf beiden Seiten Streitkräfte und Rüstungen in Mitteleuropa entweder um 5, 10, 20 oder sogar 50 Prozent zu reduzieren. Während die Sowjetunion 20000 Militärangehörige und 1000 Panzer einseitig aus der DDR abzog, quartierten sich in der BRD 26000 US-Soldaten zusätzlich ein. Um dies zu vernebeln und den „Schwarzen Peter" der UdSSR zuzuschieben, lassen die USA in der österreichischen Hauptstadt keine Propagandashow aus.

Eine weitere betrachtete ich mir aus nächster Nähe: Als ich eines Morgens in der Pension nach Post für mich fragte, steckte doch tatsächlich ein Brief in meinem Fach. Es war eine Einladung des „Weltbundes Freier Letten", von dem ich bisher nur wußte, daß er auf Kosten des amerikanischen Steuerzahlers in Washington antisowjetische Wühlarbeit koordiniert. Was wollten diese eingeschworenen Feinde des Sozialismus in Wien?

Eine Pressekonferenz in einem der Nobelhotels der Innenstadt sollte mir Auskunft geben. Da traten drei Leute auf, die sich als „Lettische Exilpolitiker" ausgaben – keiner unter 70 Jahre alt! Sie appellierten an die versammelte Presse, die westliche Politik dahingehend zu beeinflussen, daß alle Verhandlungen mit der UdSSR eingestellt werden. Die sowjetischen Diplomaten würden ja „noch nicht einmal freigewählte Regierungen" vertreten. Deshalb gäbe es keine Verhandlungsgrundlage.

Übrigens: Noch heute gehen die USA, Großbritannien und Frankreich davon aus, daß Estland, Lettland und Litauen nicht zur Sowjetunion gehören! Aus durchsichtigen Gründen wird versucht, einen Keil zwischen die Unionsrepubliken zu treiben. Politische Gestalten von gestern helfen den USA, die diesen Kurs besonders hartnäckig verfolgen, dabei. Ihre Argumentation in Wien, wie zuvor auf einer ähnlichen antisowjetischen Propagandashow nahe dem Madrider Gebäude, in dem die 35 Unterzeichnerstaaten des Helsinki-Dokuments von 1975 tagten, lautete: Die UdSSR sei „aggressiv" und man könne keinerlei Vertragstreue von ihr erwarten.

USA-Vertreter können sich bei solchen Veranstaltungen im Rahmen der psychologischen Kriegsführung gegen die Entspannung in Europa im Hintergrund halten. Sie geben nur das Geld für Emigranten aller Schattierungen, um anschließend vor dem Wiener Forum solche Leute als „Zeitzeugen für den sowjetischen Expansionismus" zu zitieren. Manch einer fällt darauf herein.

Das Inszenieren propagandistischer Pressekonferenzen, auf denen immer neue, frei erfundene Fakten über die „sowjetische Bedrohung" präsentiert werden, ist ein wesentliches Element amerikanischer Zermürbungspolitik bei den Wiener Verhandlungen. Die zu Hunderten angereisten Journalisten sollen vom eigentlichen Verhandlungsort weggelockt und auf sensationell angestrichenen „Enthüllungsveranstaltungen" mit zuvor in CIA-Giftküchen fabrizierten „Wahrheiten" gefüttert werden.

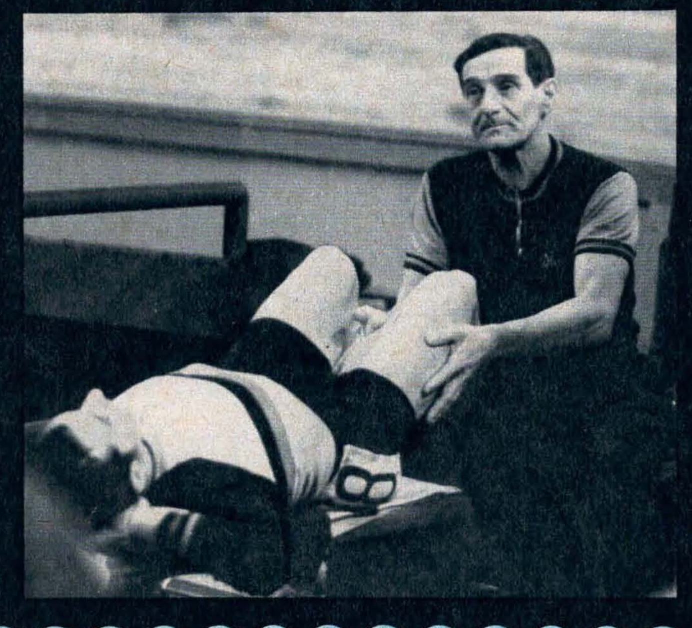
Das totale Verweigerungskonzept der Reagan-Administration in der Abrüstungsfrage ist durchaus auch im amerikanischen Lager umstritten. Kennzeichnend war die Amtsentfernung des Chefs der amerikanischen Abrüstungsbehörde, Eugene Rostow, im Januar 1983 wegen „übereifrigen Verhaltens". Er – beileibe kein Freund des Sozialismus – hat aber als realistisch denkender Politiker die Gefahr einer immer größeren Entfremdung zwischen den USA und den westeuropäischen Verbündeten gesehen, wenn angesichts der Prager Deklaration und anderer Abrüstungsinitiativen des Warschauer Vertrages aus Washington immer nur ein stures „No" kommt.

Ähnliches ist von dem ebenfalls abgelösten US-Beauftragten bei den Wiener Verhandlungen, Richard Staar, zu berichten. In einem Gespräch hatte er mir einmal erklärt: „Die USA müssen mit mehr Kompromißbereitschaft und Fingerspitzengefühl für die Angst der Europäer vor einem neuen Krieg in die Verhandlungen gehen. Wir können nicht erwarten, daß der Warschauer Vertrag angesichts einer nachgewiesenen Überlegenheit unserer Seefliegerkräfte in Nord- und Ostsee von 150 Prozent konventionell einseitig abrüstet. Von einem Zwang zur Nachrüstung auf unserer Seite kann ich nichts sehen. Ich halte vielmehr den Schritt der UdSSR, nicht als erster Atomwaffen im Konfliktfall einzusetzen, schon für sehr mutig. Wie gesagt, ich denke da an unsere teilweise Luftüberlegenheit."

Eine solche Haltung paßte natürlich nicht ins Washingtoner Aufrüstungskonzept. Der Mann mußte gefeuert werden. Die Szenerie macht deutlich, warum seit rund elf Jahren ohne Aussicht auf einen grundlegenden Durchbruch in Wien verhandelt wird: Die sozialistischen Länder haben sich nicht erpressen lassen, und es gibt auf Grund des Kräftegleichgewichts, legt man die gesamten militärischen Potenzen auf beiden Seiten zu Grunde, keine Mittel, sie zu zwingen. Genau da setzt die Strategie der USA an. In Washington würde man es am liebsten sehen, alle bisher unterzeichneten Verträge, die vom Prinzip der gleichen Sicherheit ausgehen, würden von amerikanischen Buchstabenkillern überrollt. Sie sollen vom Papier und aus dem Gedächtnis der Menschen getilgt werden. Neue Verträge müßten dann natürlich die amerikanischen Vorherrschaftspläne sanktionieren. Nach den Buchstabenkillern kommen dann die Ledernacken, ausgerüstet mit noch besseren Mordwerkzeugen nach den Vorstellungen des Generals Rogers. Eine solche Rechnung kann keine sozialistische Delegation in Wien unterschreiben.

ar foto cross

Sehen Sie sich das Foto genau an, und lassen Sie sich dazu eine möglichst ulkige Bildunterschrift einfallen!
Wenn Sie eine (oder auch mehrere) gefunden haben, schreiben Sie dieselbe auf eine Postkarte (!) und schicken das Ganze bis 10. 1. 1984 an Redaktion „Armee-Rundschau" 1055 Berlin Postfach 46130 Kennwort: Fotocross
Die 3 originellsten Ideen werden mit Buch- oder LP-Preisen belohnt und im Heft 3/84 veröffentlicht.



Fotocross-Gewinner aus Heft 9/83

Klaus Turban, 9800 Reichenbach
Liebes Spieglein, sollst mir raten; geh' ich ohne oder mit Make-up ins Wasser baden?

Günther Mollnau, 5400 Sondershausen
Bin 19, noch ledig, wer holt mich an Land?

Renate Sorge, 1310 Bad Freienwalde
Mein Zaubertrick heut' nicht gelingt: Kein Jüngling aus den Fluten springt.

Die Preise wurden den Gewinnern mit der Post zugestellt. Danke fürs Mitmachen!



Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Der Zehnte im Mai



Wachablösung vor dem Lenin-Mausoleum

Gemeint ist nicht jener Tag im schönen Frühlingsmonat. Zum zehntenmal hatte der Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über 400 Jugendliche, die sich für einen milltärischen Beruf entschieden haben, eingeladen. Während der zehn Tage im Mai 1983 konnte Oberleutnant Frank Nowotka dem neun Jahre jüngeren Olaf Mann, Kraftfahrzeugschlosser aus Kyritz, manch guten Rat geben. Der mot. Schützen-Kompaniechef war einst als Siebzehnjähriger Teilnehmer des ersten Freundschaftszuges der FDJ gewesen. Da nahm es nicht wunder, daß er mit dem künftigen Offiziersschüler der gleichen Fachrichtung bald Freundschaft schloß, daß beide die Fahrt als unzertrennliches Paar erlebten.

Frank und Olaf im Gespräch mit einem Kursanten der Offiziershochschule „Oberster Sowjet der RSFSR"

Ein General wird Zugführer

Künftige Offiziere, Fähnriche und Berufsunteroffiziere aus allen Bezirken der Republik sind auf dem Berliner Ostbahnhof angetreten. In der Schule, im Betrieb und in der vormilitärischen Ausbildung, überall haben sie im Friedensaufgebot Vorbildliches geleistet. Zur Verabschiedung hat ein Spielmannszug des Stabsmusikkorps Berlin Aufstellung genommen. „Drushba – Freundschaft", der Refrain des bekannten Liedes unterbricht noch oft die Worte von Generalmajor Mädler, der das Kommando über die Reisegruppe übernommen hat – obwohl, wie er lächelnd bemerkt, seine Zugführerzeit schon eine Reihe von Jahren zurückliegt.

„Drushba – Freundschaft" singen auch fünf Oberleutnante, Teilnehmer des ersten Freundschaftszuges, heute bereits Kompanie- und Batteriechefs. Den Jungen erzählen sie von ihrem Studium an der Offiziershochschule, vom ersten Einsatz als Zugführer in der Truppe. Klar, daß auch der General von seiner Entwicklung spricht. Darüber, wie er einst Medizin studieren wollte. Aber die junge Republik mußte vor den Aggressionsgelüsten der alten Nazigenerale, die jenseits der Elbe in neuen Uniformen erneut Mord und Totschlag planten, geschützt werden. So meldete sich Rudi Mädler zum Dienst in den bewaffneten Kräften. Gewiß, Ärzte waren wichtig; noch wichtiger war es, das Leben von Millionen Menschen zu bewah-



ren. Gruppenführer, Zugführer, Kompaniechef lauteten die nächsten Stationen seines Lebens. Und als Frank Nowotka sich um ein Studium an der Offiziershochschule „Ernst Thälmann" bewarb, hatte Oberst Mädler längst die Militärakademie absolviert und führte bereits einige Jahre ein mot. Schützen-Regiment. „Naja, General muß ich nicht unbedingt werden. Aber wenn ich sehe, welche Perspektiven ein allgemeiner Truppenkommandeur hat, dann bin ich sicher, mich für den richtigen Beruf entschieden zu haben."

Das sagt Olaf Mann. Doch weiter kann er seinen Gedanken nicht nachhängen. „Zum Sonderzug nach Moskau einsteigen! Die Türen schließen und Vorsicht bei Ausfahrt des Zuges!" dröhnt es aus dem Lautsprecher.



Kranzniederlegung am Grabmal des Unbekannten Soldaten

Zweimal „Oberster Sowjet"

Trotz mitternächtlicher Stunde gibt es in Moskau auf dem Belorussischen Bahnhof einen großen Empfang. Nach alter russischer Sitte empfängt eine Abordnung des sowjetischen Jugendreisebüros „Sputnik" die Gäste aus der DDR mit Brot und Salz. Und natürlich hat sich auch ein Blasorchester auf dem Bahnsteig formiert. „Drushba – Freundschaft" klingt es in den Nachthimmel der achthundertdreißigjährigen Metropole. Am folgenden Tag erhält so mancher künftige militärische Ausbilder einen kleinen Vorgeschmack auf kommende Härtetests. „Sputnik" meint es fast zu gut. Die Gäste aus der DDR sollen in der Hauptstadt der UdSSR mehr erleben, als die rund drei Millionen in- und ausländischer Besucher, die täglich die Achtmillionenstadt bereisen. „Das geht an die Kraft", stöhnt Jugendfreund Mann. „Roter Platz mit dem Lenin-Mausoleum, Alexandergarten, Kranzniederlegung am Grabmal des Unbekannten Soldaten, Lomonossow-Universität und Zentrales Museum der Streitkräfte der UdSSR, die Allunionsausstellung und, und, und ... Aber ich werde mir doch nichts entgehen lassen."

Ein Einkaufsbummel im „GUM" oder im „ZUM" oder in der „Petrowski-Passage" gehört natürlich ebenso dazu wie die Besichtigung der Olympia-Sportstätten. Und abends denkt keiner an Ausruhen. Für fünf Kopeken geht es von einer Metro-Station zur anderen. Vom Kreml äußern sich Frank und Olaf nur in Superlativen. „Wenn man bedenkt, alle Kunstwerke aus den vergangenen Jahrhunderten wurden vor allem von Leibeigenen geschaffen. Ich bin heute genauso begeistert wie vor neun Jahren. Hier begreift man erst richtig, zu welchen Leistungen das arbeitende Volk in der Lage ist..." Der Oberleutnant spricht seine Gedanken nicht zu Ende. Doch Olaf hat ihn trotzdem verstanden.



Der Weg führt vorbei am großen Glockenturm und am Gelände, in dem das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR seinen Sitz hat. Vor dem Kongreßpalast werden Erinnerungsfotos geschossen. Noch einmal das gleiche gegenüber, am ehemaligen Arsenal. Einst diente es zum Aufbewahren von Kriegstrophäen. 1917 wurde auf Anweisung Lenins in diesem Gebäude die erste Offiziersschule der Sowjetmacht gegründet. „Bald wurde das Haus zu klein. Die Offiziersschule ,Oberster Sowjet der RSFSR' erhielt deshalb einen anderen Platz, ganz in der Nähe", erzählt Nina, die Dolmetscherin. Sie denkt in Moskauer Dimensionen. Denn erst nach über einer Stunde Busfahrt ist die Ausbildungseinrichtung am Rande Moskaus erreicht. Weit über zwanzigtausend Offiziere wurden bisher hier auf ihren Beruf vorbereitet. Im Lehrkabinett „Schützenpanzer BMP" erklärt Oberleutnant Nowotka die Eigenschaften des Gefechtsfahrzeuges. Die Kursanten, so heißen in der Sowjetunion die Offiziersschüler, lassen sich gern diese Aufgabe abnehmen, haben sie doch erfahren, daß die NVA-Einheit, die der Oberleutnant befehligt, mit dieser modernen sowjetischen Kampftechnik ausgerüstet ist. „Wann haben Sie sich entschlossen, Offizier zu werden? Welches war Ihr schönstes Erlebnis?" möchten sie von dem Genossen aus der DDR wissen. „Zuerst wollte ich Lehrer für Mathematik und Physik werden", antwortet Frank. „Aber in der Arbeitsgemeinschaft ,Wehrsport' habe ich immer mehr Interesse für den Offiziersberuf gefunden. So habe ich mich beim Wehrkreiskommando in Berlin-Mitte gemeldet. Nach dem Studium war ich ein Jahr lang Zugführer. Das schönste Erlebnis in dieser Zeit war die Teilnahme am Manöver ,Waffenbrüderschaft 80'. Wir haben dort gemeinsam mit einer sowjetischen Einheit gehandelt. Nach diesem Manöver haben die Vorgesetzten mich als Kompaniechef eingesetzt."



Spontanes Meeting der GST-Delegation mit Matrosen der Pazifik-Flotte

Dann, im Nachrichtenkabinett, kommt es zu einem kleinen Wettkampf zwischen Frank und Olaf. Es zeigt sich, daß der künftige mot. Schützen-Kommandeur bei der GST auch im Funken schon einiges gelernt hat. Turbulent geht es bei den Sportvergleichen mit den Kursanten zu. Beim Volleyball und auf der Hindernisstrecke haben die Angehörigen des Freundschaftszuges keine Chance, aber im sowjetischen Nationalspiel Nr. 1, im Schach, bringen sie den Gastgebern eine Niederlage bei. Abschlußmeeting mit den Komsomolzen des Kirow-Wohnbezirkes in Moskau. Am Eingang des Jugendklubs spricht ein älterer Mann Frank und Olaf an. Er hat von diesem Treffen in der Zeitung gelesen, sagt er, und er würde sich gern mit ihnen unterhalten. Pawel Sarwajanowitsch Bidbatow holt aus seiner Brieftasche vergilbte Fotos und Dokumente hervor. In Gefangenschaft geraten, hatte er von 1942 bis 1945 die Hölle von Sachsenhausen und Buchenwald erlebt. Deut-





„Drushba – Freundschaft" auf allen Bahnhöfen

sche Antifaschisten retteten ihm damals das Leben: „Wenn er noch lebt, dann grüßt bitte den Arzt Karl Sacher. Er stammte aus Magdeburg. Gegen Kriegsende hat er mich versteckt." Stockend erzählt der Rentner. Ein Foto liegt auf dem Tisch. Es zeigt Pawels KZ-Häftlingsjacke. Heute hängt sie im Moskauer Revolutionsmuseum. Blutflecke ...

„Ihr habt den wichtigsten Beruf gewählt, gerade heute, wo Unbelehrbare schon wieder davon reden, daß ein Krieg gar nicht so schlimm wäre. Es würde alles noch viel, viel schlimmer werden als damals vor vierzig Jahren. Tut alles, um den Menschen das zu ersparen, was wir erleben mußten."

Frank und Olaf werden diese Begegnung wohl nie vergessen. Gemeinsam mit dem Genossen Bidbatow sehen sie sich das Kulturprogramm der „Kirower" an. Es beginnt mit dem Lied „Kennst du die Moskwa, wenn es Abend wird?". Und womit endet der Abend? Natürlich! Leise summt auch Pawel Sarjanowitsch die Melodie „Drushba – Freundschaft".

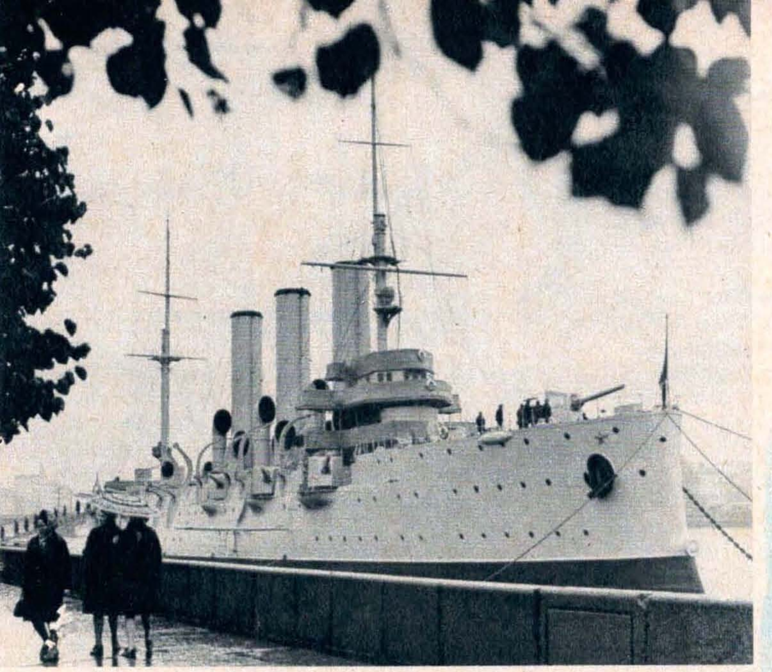
Historischer Schuß der „Aurora" 1983

Leningrad. Golden glänzen die Türme der Stadt. 786 Kilometer hat der Zug in der Nacht zurückgelegt. Wieder Brot und Salz. Militärmusikschüler bringen Proben ihres Könnens zu Gehör. Natürlich fehlt auch nicht das Lied, mit dem sich Moskau kurz vor Mitternacht verabschiedete. Erste Badelustige tummeln sich in der Newa. Noch mehr Leute sonnen sich am Ufer. 30°C zeigt das Thermometer im Schatten. Die Wassertemperatur des Flusses, der sich in den Finnischen Meerbusen ergießt, soll 11°C betragen. „Hätte ich doch die Badehose eingepackt", seufzt Olaf neidisch. Aber dann geht es wieder rund.

Smolny und Peter-Pauls-Festung, Admiralität und ein Besuch auf dem legendären Kreuzer „Aurora" stehen auf dem Programm. Der Kommandeur des Schiffes führt seine jungen Gäste persönlich über und unter Deck, erläutert ihnen die Geschichte von der Indienststellung 1903, der Teilnahme am Russisch-Japanischen Krieg bis hin zum Signal für die Große Sozialistische Oktoberrevolution und zum Kampf gegen die faschistischen Okkupanten. Am Buggeschütz dürfen die Jungen jenen Schuß, der das Kapitel II der Weltgeschichte einleitete, noch einmal wiederholen. Verständlicherweise ohne Munition.

Am Nachmittag geht die Fahrt in das Ausbildungsregiment des Leningrader Militärbezirkes. Es ist der älteste Truppenteil der Sowjetunion. Nach dem Dekret „Über die Bildung der Roten Armee" wurde er aus der Arbeitergarde der Putilow-Werke zusammengestellt. In Eilmärschen zogen im Februar 1918 die nur mangelhaft ausgerüsteten und ausgebildeten Kämpfer an die Front, um die kaiserlich-deutschen Truppen bei Pskow und Narva zurückzuschlagen. Seither wird der 23. Februar als Tag der Sowjetarmee und Seekriegsflotte





Die „Aurora" gab das Signal zum Sturm auf das Winterpalais

begangen. Tapfer schlugen sich die Angehörigen dieses Regimentes auch während der 900tägigen Blockade ihrer Stadt durch die Faschisten. Als erste durchbrachen sie die Umklammerung. Noch heute delegieren die Arbeiter des Kirow-Kombinates, das aus den Putilow-Werken hervorgegangen ist, die besten Jungarbeiter zum Dienst in „ihr" Regiment.

Wofür interessieren sich zukünftige Kommandeure der NVA am meisten in solch einem berühmten Truppenteil? Für die Militärtechnik. Am Simulator für das Panzerschießen erweisen sie sich als recht treffsicher. Aber auch der riesige Sportkomplex zieht viele Besucher an. Die Sporthalle kann innerhalb weniger Minuten völlig umgestaltet werden. Der Diensthabende drückt auf einen Knopf, schon verwandelt sich die Basketball-Halle in zwei Volleyball-Plätze. Ein erneuter Knopfdruck. Jetzt könnte eine ganze Kompanie geschlossen mit Reckübungen beginnen. Acht verschiedene Varianten zaubert der Fähnrich jeweils mit nur einem Finger hervor. Im Foyer des Sport-Kulturhauses hängen Bilder von zwölf Weltmeistern und vielen sowjetischen Landesmeistern. Sie haben hier ihren Militärdienst abgeleistet. Auf einem der Bilder – Schachweltmeister Anatoli Karpow.

Die Dolmetscherin sieht auf die Uhr. Es wird Zeit zum Abschied. Die nächste Station heißt Peterhof. „In Moskau dachte ich, es könnte nichts Schöneres geben als den Kreml. Aber jetzt wüßte ich nicht, wofür ich mich entscheiden sollte. Und dabei hatten die Faschisten hier in Peterhof alles verbrannt. Niemals darf so etwas wie dieser Park und die Schlösser wieder zerstört werden." Ähnlich begeistert äußerte sich Olaf später noch einmal in der Ermitage ...

Es ist Nacht geworden. Aber nur für eine Stunde tritt Dämmerung ein. Wer denkt da schon an Schlaf? Die Brücken der Newa sind hochgezogen, geben den Weg für die Übersee-Schiffe frei. Wer jetzt auf der falschen Uferseite steht, muß bis 04.00 Uhr warten, ehe er ins Hotel zurückkommt. Vom obersten Stock des Leningrader Palastes der Jugend, in dem die Jugendfreunde untergebracht sind, ist weit in der Ferne Kronstadt zu erkennen. Weiße Nächte in Leningrad.

„Zu Hause werde ich wahrscheinlich schon beim ersten Satz versuchen, von allem etwas zu erzählen. Aber eines ist klar: Alles, was ich hier gesehen und erlebt habe, wird sich ganz bestimmt später in meiner Arbeit als Erzieher von Soldaten auszahlen ..." Olaf Mann, der FDJ-Sekretär des Kfz-Instandsetzungsbetriebes Kyritz, spricht aus, was auch die anderen Teilnehmer des Freundschaftszuges denken.

Als Gast fuhr mit im Freundschaftszug: Major Volker Schubert

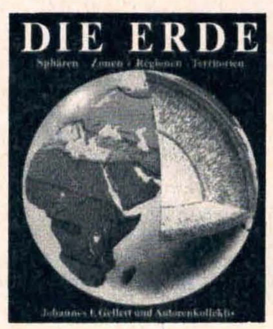
Bild: Manfred Uhlenhut (4), Harry Radtke (2)

Illustration: Fred Westphal

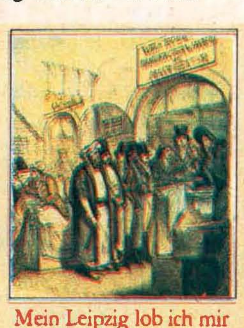


Spät-Lese

Das Jahr ist in die Jahre gekommen; es wird alt und entschwindet sachte. Wer sich für '83 etwas Bedeutsames vorgenommen und seinen Plan noch immer nicht beim Schopfe gepackt hat, für den ist es fast ein bißchen spät. Doch wir sind Optimisten und sagen uns: Es ist nie zu spät. Beispielsweise, um noch etwas zu lernen. Oder sich zu verlieben. Oder Weihnachtsgeschenke herbeizuschaffen. Wie eh und je werden sich auch in diesen Tagen unsere Buchhandlungen als tausendfache Retter in der Not erweisen. Um der Liebsten oder dem Geliebten eine Weihnachtsfreude zu machen, braucht kein Mensch meine Empfehlungen! Aber wie ist es mit Oma und Opa, mit der kleinen Schwester und all den anderen, die man zu bedenken hat... Bücher sind immer ein Geschenk, und drum hab ich aus dem schier unübersehbaren Angebot einige für Euch ausgesucht, die vielleicht Euer Interesse finden.
Fangen wir gleich mit dem großen Ganzen an: „Die Erde", (Urania-Verlag, 29,80 M). In diesem repräsentativen, hervorragend und mannigfaltig illustrierten Werk erfährt man, so scheint mir, wohl alles Wichtige über unseren Planeten. Die Entstehung der Erde und ihre Beziehungen zu den anderen Planeten des Sonnensystems, die Beschaffenheit des Erdkörpers, die Lufthülle und der erdnahe Raum, das Leben auf der Erde, das Entstehen von Kontinenten und Ozeanen, Witterung und Klima, die Meere, Flüsse, Seen und das Eis der Erde, die Oberflächengestaltung des festen Landes und des Meeresbodens, die Pflanzen und die Tiere, die verschiedenen Böden und Landschaften und schließlich die Erde als Lebensstätte des Menschen sind Themen dieses umfänglichen Bandes. Der damit Beschenkte darf sich zu Recht als glücklicher Besitzer eines riesigen Wissensschatzes über unsere Mutter Erde betrachten.
Ein winziger, aber nichtsdestoweniger unübersehbarer Punkt auf der Weltkarte ist eine Stadt, von der schon Goethe schwärmte, sie sei ein Klein-Paris und bilde ihre Leute. „Mein Leipzig lob ich mir" – diese berühmt gewordene Huldigung des großen Mannes aus Weimar griff der Verlag der Nation auf und



nahm sie als Titel für eine Sammlung zeitgenössischer Berichte über Leipzig, die Zeit von der Völkerschlacht bis zur Reichsgründung umfassend. Als Stadt der Messen und der Bücher, als Zentrum des Musiklebens und der Literatur, als eine der Haupt-Städte des politischen Lebens im damaligen Deutschland bestimmte Leipzig den Gang deutscher Geschichte entscheidend mit. Aus Lebenserinnerungen, Tagebüchern, Briefen und Notizen berühmter Männer (ausschließlich!) erfahren wir einiges über das Schicksal Leipzigs und seiner Bewohner vom Einmarsch der Franzosen im Oktober 1806 bis zum Hochverratsprozeß gegen Bebel und Liebknecht im März 1872. Zu lesen ist auch, was beispielsweise Theodor Fontane als Apothekergehilfe in Leipzig erlebte, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy die Leitung des Gewandhausorchesters übernahm und vieles, vieles mehr. Das Buch kostet 19,80 M.



Ebenfalls im Verlag der Nation erschien eine bibliophile Kostbarkeit: Prof. Axel Bertram, einer der bedeutendsten Graphiker unseres Landes, schrieb mit der Feder „Das Hohe Lied Salomo", eine Sammlung althebräischer Liebes- und Hochzeitslyrik in der Übersetzung von Dr. Martin Luther.
Wir wissen es nicht, doch möglich ist es schon, daß Luther zu den ersten Lesern eines Buches gehörte, nach dem wir uns heute noch geduldig anstellen: die Schelmenstreiche des Till Eulenspiegel. Im Jahre 1515 wurden die Geschichten dieses unsterblichen Volksnarren erstmals gedruckt. Seither, seit über einem halben Jahrtausend, freuen sich die Menschen an der ursprünglichen Weisheit und der prallen,



deftigen Sprache dieser Schwänke. Der Eulenspiegel-Verlag legt uns in einer von Prof. Werner Klemke fein illustrierten Ausgabe sämtliche Possen vor, die der Erzschelm mit seinen Mitmenschen getrieben hat. Das Buch hält, was sein Titel verspricht: „Ein kurzweilig Lesen von Till Eulenspiegel" (8,80 M).
Schon für 5,60 M bietet der Eulenspiegel-Verlag ein Bändchen mit durchaus witzigen Zeichnungen des Karikaturisten Dietrich Bauer an: „Teufel, Teufel".
Dies dürfte sich auch zartbesaiteten Gemütern von den bebenden Lippen ringen, wenn sie die schauerlichen Gespenstergeschichten lesen, vom Verlag Das Neue Berlin unter dem Titel „Die Nebeldroschke" zusammengestellt (16,80 M). In der Autorenliste finden sich immerhin Namen wie die von Goethe, Kleist, Hauff, Heine, Storm und natürlich E.T.A. Hoffmann. Dieser Altmeister unheimlicher Historien, soll sich vor den Gestalten, die er selbst schuf, derart gefürchtet haben, „daß er es nachts in seinem Zimmer zuweilen vor Grauen kaum aushalten konnte." Der solchermaßen Bescherte wird neben dem Genuß wohligen Gruselns gewiß auch Freude an der gediegenen Ausstattung dieses Bandes haben.
Von eher bescheidenem Äußeren, dafür aber reife Erzählkunst bietend, stellt sich eine Neuerscheinung aus dem Militärverlag der DDR vor: „Der dritte Adjutant", Erzählungen von Konstantin Simonow, denen seine Novelle „Herbstlicher Rauch" beigefügt ist. Simonow erzählt von Menschen im Krieg, auch von Liebe, die den Krieg überlebte, von Menschlichkeit inmitten der Unmenschlichkeit, vom Heldentum, das nahezu alltäglich wurde, von Grausamkeit und Güte, von Männern und Frauen, die ihrer Heimat zum Sieg verhalfen, so wie sie es vermochten. Dieser Band mit kurzen Erzählungen, er kostet 9,50 M, scheint mir geeignet, besonders junge Leser an das Werk Simonows, an seine großen Romane heranzuführen.
Einen großen Roman, das wohl wichtigste Werk seines Autors Ehm Welk, bietet uns der Hinstorff-Verlag an: „Im Morgennebel", (2 Bände, 26,– M). Wer Welks Kummerow-Bücher kennt, die ihn berühmt und über den Tod hinaus zu einem geliebten Dichter machten, findet hier einen anderen Ehm Welk. Er gestaltet die Ereignisse der November-Revolution von 1918, so wie er sie erlebte. Sein Roman, den er eher als Chronik verstanden wissen wollte, gründet sich auf nur wirklich Stattgefundenem, bleibt dicht an authentischen Personen, Ereignissen, Dokumenten. Welk hatte lange Jahre als Journalist gearbeitet, ehe er als Schriftsteller mit den „Heiden von Kummerow" hervortrat. Seine in beiden Schaffensrichtungen gereiften Stärken tragen diesen Roman. Ebenfalls bei Hinstorff erschien „Ut mine Festungstid", das fraglos persönlichste Buch Fritz Reuters, in dem er über seine Kerkerjahre erzählt. Ich hab mir sagen lassen, daß Reuter in der Schilderung seiner Leidenszeit in preußischen Gefängnissen zu unvergleichlicher menschlicher Größe gewachsen sei, setzt er doch Preußens Justizterror eine entwaffnende Naivität und moralische Überlegenheit entgegen. Ich kann's nicht beurteilen, denn ich kann's nicht lesen! Reuter schreibt in plattdeutscher Mundart; dafür muß man geboren sein. Die es verstehen, werden zweifellos viel Vergnügen an diesem Buch des großen Erzählers finden.
Noch viele interessante und schöne Bücher gäbe es vorzustellen, indes, mein Plätzchen ist begrenzt. Geht also unverzagt mit wachen Sinnen und schiefem Hals die wohlgefüllten Regale entlang; Ihr werdet gewiß Bücher finden, mit denen Ihr strahlende Augen zaubern könnt. Fröhliche, friedliche Feiertage allen, die sie haben können, und einen besonderen Gruß all denen, die dafür sorgen, daß sie fröhlich und friedlich sein können. Bis 1984

Tschüß

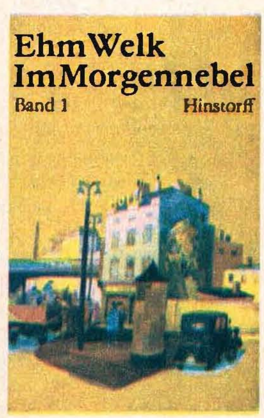
Eure Bibliothe-Karin

Text: Karin Matthées









Siegfried Ratzlaff
Briefe, Decelithstich

150 Originalgrafiken in der Blattgröße 42 × 60 cm können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 25 Mark.

Die Grafiken des Leipziger Professors Siegfried Ratzlaff fanden bisher stets das ungeteilte Leserinteresse und waren jeweils schnell bei der Redaktion vergriffen. Das liegt sicherlich nicht nur an der soliden handwerklichen Gestaltung und der interessanten grafischen Technik, sondern auch daran, daß überzeugend Inhalte gestaltet wurden, die Soldaten und viele andere junge Leute bewegen und mit denen sie sich identifizieren. Ich glaube, daß es mit der in diesem Heft veröffentlichten und zum Verkauf angebotenen Grafik nicht anders sein wird. Sie setzt sich mit einem Thema auseinander, das ganz besonders in diesen Dezembertagen viele Paare und junge Familien bewegen wird. Dabei wird hier nicht vordergründig die Frage nach dem Sinn einer zeitweiligen Trennung gestellt, sondern sich damit auseinandergesetzt, wie man sie und die damit im Zusammenhang stehenden Probleme besser bewältigt.

Die Mutter muß allein mit den Sorgen des Alltags, den Abenden und dem Kind fertig werden. Aber sie scheint es gern zu tun aus dem Bewußtsein heraus, weshalb das so sein muß. Sie freut sich über den Brief und die lieben Worte. Die Augen des jungen Vaters in Uniform blicken ein wenig schwermütig. Er konnte nicht dabei sein, als sein Kind das erste Mal Breichen aß, das erste Mal allein im Stühlchen saß, den ersten Zahn bekam, das erste Mal selbst den Löffel hielt. Es war immer das erste Mal und wird später selbstverständlich sein. Doch lange Briefe berichten ihm davon, so daß er Anteil nehmen kann. Sie helfen ihm, mit der Sehnsucht und der Trennung leichter fertig zu werden und geben Kraft.

Man könnte sicherlich über die Beziehungen dieser drei Menschen zueinander von den Lesern der Armeerundschau Geschichten schreiben lassen, die sehr unterschiedlich ausfallen würden. Jeder kann in die Betrachtung und Interpretation seine Gefühle, Erfahrungen und Erlebnisse einfließen lassen. Die Grafik bietet viele Denkansätze, sie aktiviert Emotionen und fordert dazu heraus, sich auseinanderzusetzen.

Briefe gehen viele hin und her zwischen Soldaten und ihren Familien. Oftmals müssen sie so manches ersetzen. Dem trägt die Grafik Rechnung. Sie erscheint wie viele aufeinander liegende Blätter. Sie waren gefaltet und steckten in einem Umschlag. Man sieht die Kniffe noch. Der Grafiker legt sie übereinander, addiert, legt Bilder dazu und schafft dadurch immer neue Räume für neue Gedanken, die aber immer um die gleiche Sache kreisen. Reale Szenen, die sich zu unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten abspielen, werden gekoppelt mit Bildern von Ereignissen, die zurückliegen. Sie gehören jedoch alle zusammen und sind nicht voneinander zu trennen. Da ist das Hochzeitsbild, eine schöne Erinnerung, oder das Soldatenfoto, visueller Ersatz für körperliche Abwesenheit. Es weist auf die gegenwärtige Situation hin. Das verbindende Band sind zur Zeit Briefe – Briefe, die im Leben der Menschen trotz Telefon und Fernsehen, Flugzeugen und Satelliten Brücken des Gedankenaustauschs für die sind, die voneinander entfernt leben und arbeiten. Sie transportieren Worte, Gefühle, Berichte über den Alltag mit seinen Anstrengungen, Sorgen und Freuden. Sie werden sehnsüchtig, manchmal auch bangen Herzens erwartet. Unsere Großmütter sammelten Briefe sorgfältig und legten sie gebündelt neben den Lavendel ins Wäschefach des Schrankes. So hüteten und bewahrten sie kostbares Gut. Das rosa Bändchen ist zwar etwas aus der Mode gekommen, aber Briefe der Geliebten oder des geliebten Mannes werden von den meisten Menschen doch aufgehoben und immer wieder zur Hand genommen. Man liest sie zur Freude und schöpft aus ihnen Mut und Zuversicht.

Text: Dr. Sabine Längert

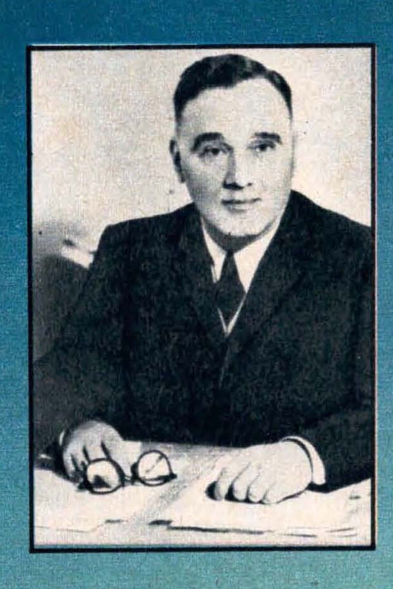



1946 Die erste Jak-15

Die Strahlgetriebenen von



Generaloberst Professor Alexander Sergejewitsch Jakowlew (geb. am 19. März 1906) leitet seit 1934 ein selbständiges Versuchs-Konstruktionsbüro. Er war in den Jahren 1940 bis 1948 zuerst Stellvertreter, dann Minister für Luftfahrtindustrie der UdSSR. In beiden Funktionen – als Flugzeugkonstrukteur und als Minister – hat er insbesondere in den schweren Jahren des Großen Vaterländischen Krieges Anstrengungen unternommen, um die Front zu stärken und das Land von den eingefallenen Hitlerarmeen zu befreien. Rund 17000 Jagdflugzeuge Jak-9 aller

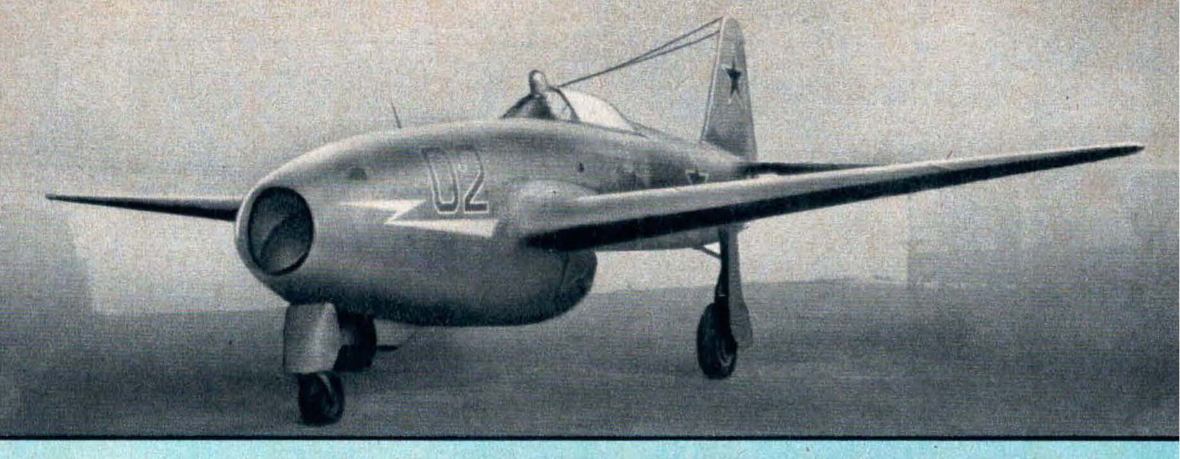


Jakowlew

Varianten sind im Kriege gebaut worden. Hinzu kamen über 8700 Jak-1, mehr als 6300 Jak-7 sowie 4560 Jak-3. Doch Jakowlew schuf vor und nach dem Kriege nicht nur hervorragende Jagdflugzeuge. Sein umfangreiches Schaffen ist auch gekennzeichnet durch den Bau von Bomben-, Aufklärungs-, Transport-, Schul-, Sport- und Reiseflugzeugen. Außerdem konstruierte er Lastensegler und Hubschrauber. Mit der Jak-40 und der Jak-42 hat er international stark beachtete Passagierstrahlflugzeuge entwickelt. Doch nicht um diese Typen soll es im folgenden Beitrag gehen, sondern um die strahlgetriebenen Kampfflugzeuge aus dem Konstruktionsbüro Jakowlew.

Zunächst noch mit Heckrad

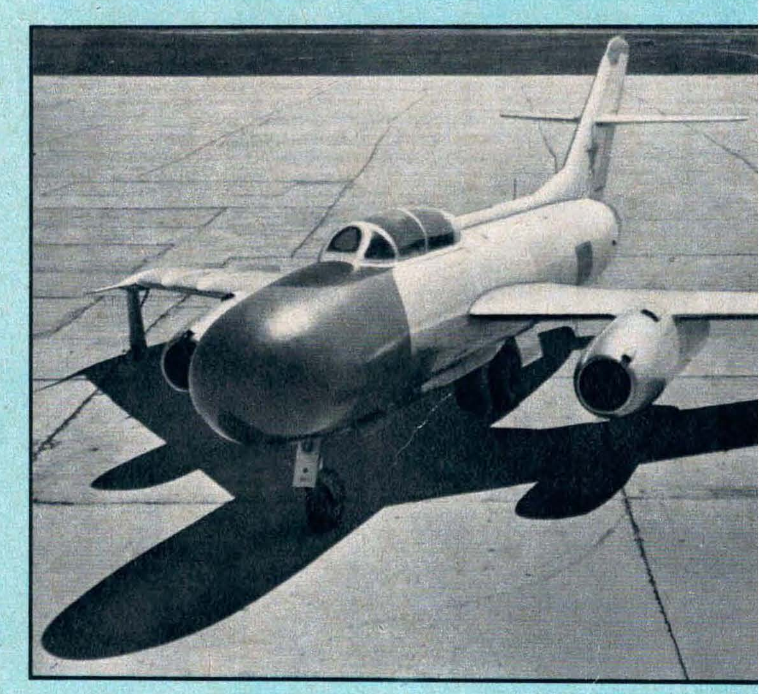
Gegen Ende des Krieges ging das Jakowlew-Kollektiv wie andere in der UdSSR dazu über, Standardjagdflugzeuge mit einem zusätzlichen Raketentriebwerk RD-1 × 3 von Gluschko auszurüsten, um so die Fluggeschwindigkeit wenigstens kurzzeitig erhöhen zu können. Jakowlew verwendete dazu den Leichtjäger Jak-3. Mit einer solchen als Jak-3RD bezeichneten Maschine erzielte Testpilot W. I. Rastorgujew eine Geschwindigkeit von 780 km/h in 3000 m Höhe. Doch die Säuredämpfe des RD-1 × 3-Kraftstoffes beschädigten die Zelle; ein gewichtiger Grund, die Maschine nicht in Serie zu bauen.
Ab Mai 1945 arbeitete das Jakowlew-Kollektiv an einem Strahlflugzeug, für das die Jak-3 wiederum den Ausgangspunkt bildete. Die Gemischtbauweise mit dem Rumpf aus Stahlrohrgerüst mit Blechbeplankung vorn und Stoffbespannung hinten sowie die Holzflügel mit Metallholmen blieben erhalten. Probleme bereitete allerdings die Montage des



Triebwerks im Rumpfbug. Das konnte erst sicher und fest unter dem Rumpfvorderteil untergebracht werden, nachdem die Konstrukteure im durchgehenden Flügelhauptholm eine hufeisenförmige Wölbung eingebracht hatten. Damit der unter dem Rumpfmittelteil schräg nach unten austretende Abgasstrahl nicht das Heck entzündete, verkleideten sie die Rumpfunterseite mit hauchdünnem feuerfesten Stahl. Auch das Spornrad des ansonsten beibehaltenem Fahrwerks mußte aus Stahl gefertigt werden, weil es sonst bereits beim Rollen durch die heißen Abgase verbrannt wäre.
Bewaffnet war dieser erste Strahljäger Jakowlews mit zwei oben im Rumpfbug eingebauten 23-mm-Kanonen. Schon im Dezember 1945 vollführte der erste Prototyp dieses neuen Jagdflugzeuges erste Rollversuche auf dem Flugplatz.
Am 24. April 1946 startete Testpilot M. I. Iwanow damit zum Erstflug. Öffentlich vorgeführt wurde die als Jak-15 bezeichnete Maschine zur Luftparade am 18. August in Tuschino. Noch im gleichen Jahr – am 5. Oktober – ging die erste mit dem Triebwerk RD-10 ausgerüstete Serienmaschine in die Flugerprobung. Im Mai 1947 war sie abgeschlossen. Es begann der Serienbau von insgesamt 280 Jak-15. Verwendet wurde dieser Typ vor allem dazu, eine größere Anzahl erfahrener Flugzeugführer auf Strahlmaschinen umzuschulen. Die während der Luftparaden vorgeführten Möglichkeiten des höheren Kunstfluges – sogar im



Von oben nach unten:
1947 Jak-17
1948 Jak-23
1955 Jak-25



Verband, der vom zweifachen Helden der Sowjetunion und heutigen Marschall der Flieger J. J. Sawitzki geführt wurde – trugen dazu bei, noch vorhandene Vorbehalte gegen den Strahlantrieb abzubauen.

Der erste Strahltrainer

Für Versuchszwecke leitete Jakowlew aus der Jak-15 die zweisitzige Schulversion Jak-21 mit Spornradfahrwerk ab. Ein solches Fahrwerk wies die ab Mitte 1947 erprobte Jak-17 nicht mehr auf. Bei dieser zunächst als Jak-15U oder Jak-154 bezeichneten Maschine war man zum Bugradfahrwerk übergegangen. Allerdings ließ sich das Bugrad nur in eine Verdickung unter dem Rumpf anheben, weil das zum RD-10A weiterentwickelte Triebwerk im Bug keinen Platz ließ.

Zwar war auch die Jak-17 noch in Gemischtbauweise entstanden, doch hatte Jakowlew hier in größerem Maße Metall verwendet. Ein wirksameres Leitwerk, eine höhere Festigkeit der Zelle, aber die gleiche Bewaffnung wie bei dem Vorläufer waren Merkmale der Jak-17. In den Jahren 1947/48 sind insgesamt 430 Jak-17 gebaut worden. Auch dieser Typ stellte noch eine Übergangslösung zu moderneren Mustern dar, doch hatten die Konstrukteure weitgehend die Improvisationen beseitigen können, die der Jak-15 noch anhafteten.

Um den Übergang insbesondere für die noch unerfahrenen Flugzeugführer auf die neue Antriebsart zu erleichtern, schuf das Konstruktionsbüro aus der Jak-17 das unbewaffnete doppelsitzige Muster Jak-17UTI, das auch als Jak-17W bekannt ist. Es war das erste Turbinen-Luftstrahl-Übungsflugzeug mit Doppelsteuerung, das in der Welt in Serie produziert wurde. Gleichzeitig ist die Jak-17 das erste exportierte sowjetische Strahlflugzeug. Einige Maschinen erhielten die Luftstreitkräfte Polens und der Tschechoslowakei. Je eine Jak-17 ist heute in den Luftfahrtmuseen Monino bei Moskau, in Prag-Kbely und in Krakow (dort Jak-17UTI) zu sehen. Zur Ausrüstung der Jak-17 zählten Kurzwellenfunkgerät sowie ein Radiohalbkompaß.

Jaks mit neuem Gesicht

Neben der Jak-17 hatte das Jakowlew-Büro im Jahre 1947 einen weiteren Typ fertig – die Jak-19. Sie war das erste Ganzmetall-Jagdflugzeug aus diesem Hause. Es besaß mit dem RD-10F (Startschub 10,8 kN) das erste sowjetische Nachbrennertriebwerk und erreichte in Bodennähe 875 km/h und in 5000 m Höhe 904 km/h. Am 21. August 1947 waren die Versuche der 3000 bis 3850 kg schweren Maschine abgeschlossen. Gegenüber den Vorgängern hatte die Jak-19 – ähnlich der MiG-15 – einen durchgehenden Rumpf. In die Serienproduktion ging sie aber nicht, weil sich das Triebwerk als nicht leistungsfähig genug erwies.

Als logische Weiterentwicklung der Reihe Jak-15/17/19 schuf Jakowlew die ebenfalls in Ganzmetallbauweise ausgeführte und mit den gleichen Flügeln wie die Jak-19 versehene Jak-23, deren Flugerprobung am 12. September 1947 abgeschlossen werden konnte. Von 1948 bis 1950 verließen 310 Jak-23 die Werkhallen. Ein Katapultsitz, nichthermetisierbare Kabine, 8-mm-Panzerplatte als Nackenschutz, 57 mm starkes Panzerglas vorn, dicker gondelförmiger Rumpf wie bei Jak-15/17, dünnes Laminarprofil der Flügel, 180-l-Flügelendbehälter und Möglichkeiten des Einsatzes

	Jak-15	Jak-17	Jak-19	Jak-23	Jak-25/I	Jak-30	Jak-50	Jak-25/II	Jak-28P	Jak-36MP
Triebwerk	RD-10	RD-10A	RD-10F	RD-500	RD-500	RD-500	WK-1	2 × RD-9	2 × RD-11	Marschtr. 90 kN 2 Hubtr. je 20
Schubkraft kN	8,92	9,8	10,8	15,6	15,6	15,6	26,5	je 25,5	je 58	
Spannweite m	9,20	9,20	8,7	8,73	8,8	8,7	8,01	10,96	12,50	7,00
Länge m	8,70	8,78	8,1	8,12	8,66	9,0	11,18	15,67	21,65	15,24
Höhe m	2,2	2,9		3,30				4,35	3,96	
Flügelfläche m²	14,85	14,85	13,5	13,50	14,0	15,00	16,00	28,94	37,50	19,23
Rüstmasse kg	2350	2430	2200	1980	2285	2415	3085	9800	11000	6000
Startmasse kg	2740	3323	3000–3350	3384	3185–3335	3305–3630	4100	16000	18600	8700
V(max) km/h / in Höhe m	805 / 5000	751 / 5000	904 / 5000	868 / 5000	953 / 5000	1025 / 5000	1170 / 5000	1090 / 5000	1460 / 10000	1170
Steigzeit auf m in min	5000 / 4,8	5000 / 5,8	5000 / 3,9	5000 / 2,3	5000 / 2,5	5000 / 2,6	5000 / 1,5	5000 / 2,0		
Flugweite km	510	710	700	485	1100–1600	1500	1100	3000	2570	350–850
Gipfelhöhe m	13350	17750	12750	14800	14000	15000	16600	13900	17000	
Bewaffnung	1×23mm	2×23mm	2×23mm	2×23mm		3×23mm		2×37 mm	1×30mm 2–4 Raketen	Kanonen Raketen

von Rasenplätzen waren einige Merkmale dieser Maschine. Im Jahre 1949 wurde eine kleine Serie doppelsitziger Schulmaschinen Jak-23UTI produziert. Die Jak-23 wurde auch an die Fliegerkräfte Polens, Bulgariens, der ČSSR und Rumäniens geliefert. Mit dem gleichen Triebwerk stattete das Jakowlew-Kollektiv auch die danach entwickelten Muster Jak-25 und Jak-30 aus – beides Einsitzer mit stufenlos durchgehendem Rumpf. Das Jagdflugzeug Jak-25 (später wurde die Nummer nochmals benutzt, daher auch: Jak-25/I) bildete eine direkte Ableitung aus der Jak-19 mit stärkerem Triebwerk. Zwar hatte die Maschine noch gerade Flügel, aber ein pfeilförmiges Leitwerk. Die Flugerprobungen 1947 und 1948 zeigten eine etwas gewachsene Geschwindigkeit (Bodennähe 982 km/h, in 5000 m 868 km/h). Doch mußte man schlußfolgern, eine radikale Lösung bringen erst gepfeilte Tragflügel. Und die erhielt das Abfangjagdflugzeug Jak-30, das als eine Parallelentwicklung zur MiG-15 bis Mitte Dezember 1948 erprobt wurde. Zu dieser Zeit war aber bereits der Serienbau der MiG-15 beschlossen.

Als Weiterentwicklung der Jak-30 (nicht zu verwechseln mit dem späteren Strahltrainer Jak-30) – allerdings mit längerem Rumpf, Funkmeßgerät über dem Lufteinlauf und tandemartigem Hauptfahrwerk sowie Stützrädern an den Flügelenden – wurde vom 15. Juli 1949 bis zum 30. Mai 1950 der Abfangjäger Jak-50 erprobt. Nach dem Bau von zwei Prototypen wurde die Entwicklung zwar eingestellt – die MiG-15 war inzwischen bis zur Allwetterversion MiG-17PF weiterentwikkelt worden –, doch hatte das Konstruktionsbüro mit den verschiedenen Versuchsflugzeugen umfangreiche Erfahrungen sammeln können, die sich in den folgenden Mustern anwenden ließen.

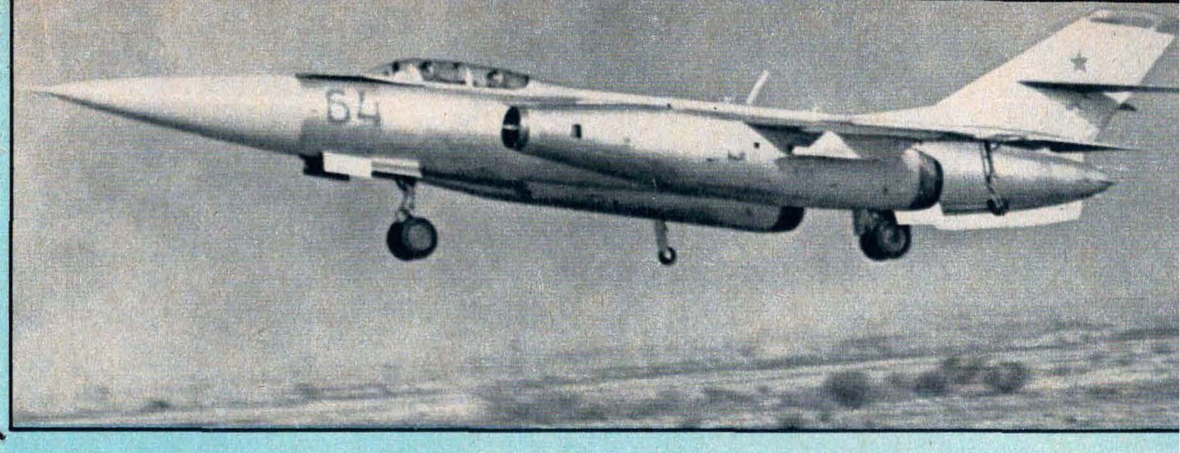
Zwei Triebwerke und Tandemfahrwerk

Im Jahre 1949 stand die Aufgabe vor den Konstruktionsbüros, angesichts der bedrohlichen internationalen Lage einen Allwetterabfangjäger großer Reichweite und Flugdauer zu schaffen, der am Tage und in der Nacht verwendbar sein sollte. Bei Jakowlew führte das zum Mehrzweckflugzeug Jak-25 (Jak-25II). Dieser Ganzmetallmitteldecker mit 45° gepfeilten Tragflügeln hatte ein Einspurfahrwerk, wie Jakowlew es bereits am Versuchsallwetterjäger Jak-30 sowie am Deltaflügel-Experimentaljäger Jak-1000 (1950/52 parallel zur Jak-25/I entwickelt, nicht im Fluge erprobt) angewendet hatte.

Erstmals erhielten die sowjetischen Luftstreitkräfte mit der Jak-25 ein zweisitziges Abfangjagdflugzeug mit zwei Strahltriebwerken. Neben der Jägerversion wurde auch die Bomberversion mit verglastem Bug verwendet. Darüber hinaus gab es mehrere Aufklärer-Modifikationen, so für große Höhen und lange Strecken. Weiterentwicklungen stellen die mit stärkeren Triebwerken und anderen Flügeln versehenen Muster Jak-26/27 in verschiedenen Bomber- und Aufklärerausführungen sowie die Maschinen der Überschallreihe Jak-28 dar. Erstmals öffentlich gezeigt wurde die Jak-28 – offiziell als erster Überschall-Frontbomber der UdSSR bezeichnet – im Jahre 1961. Neben den Bombern wurden auch Aufklärer und Trainer des Typs Jak-28 in Serie gebaut. Im Jahre 1967 schließlich wurde zur Luftparade von Domodedowo die Jak-28P gezeigt. Bei diesem zweisitzigen Abfang-

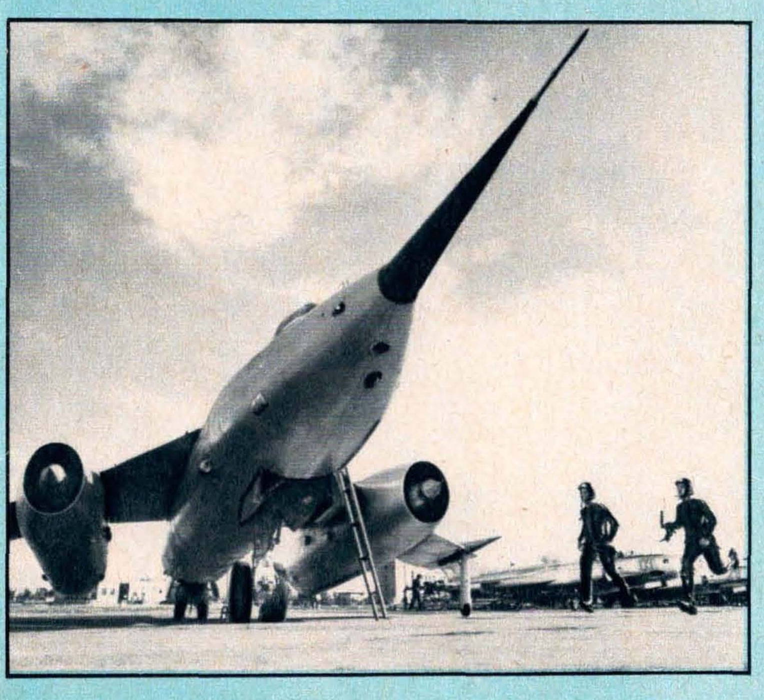


1983 Jak-36MP





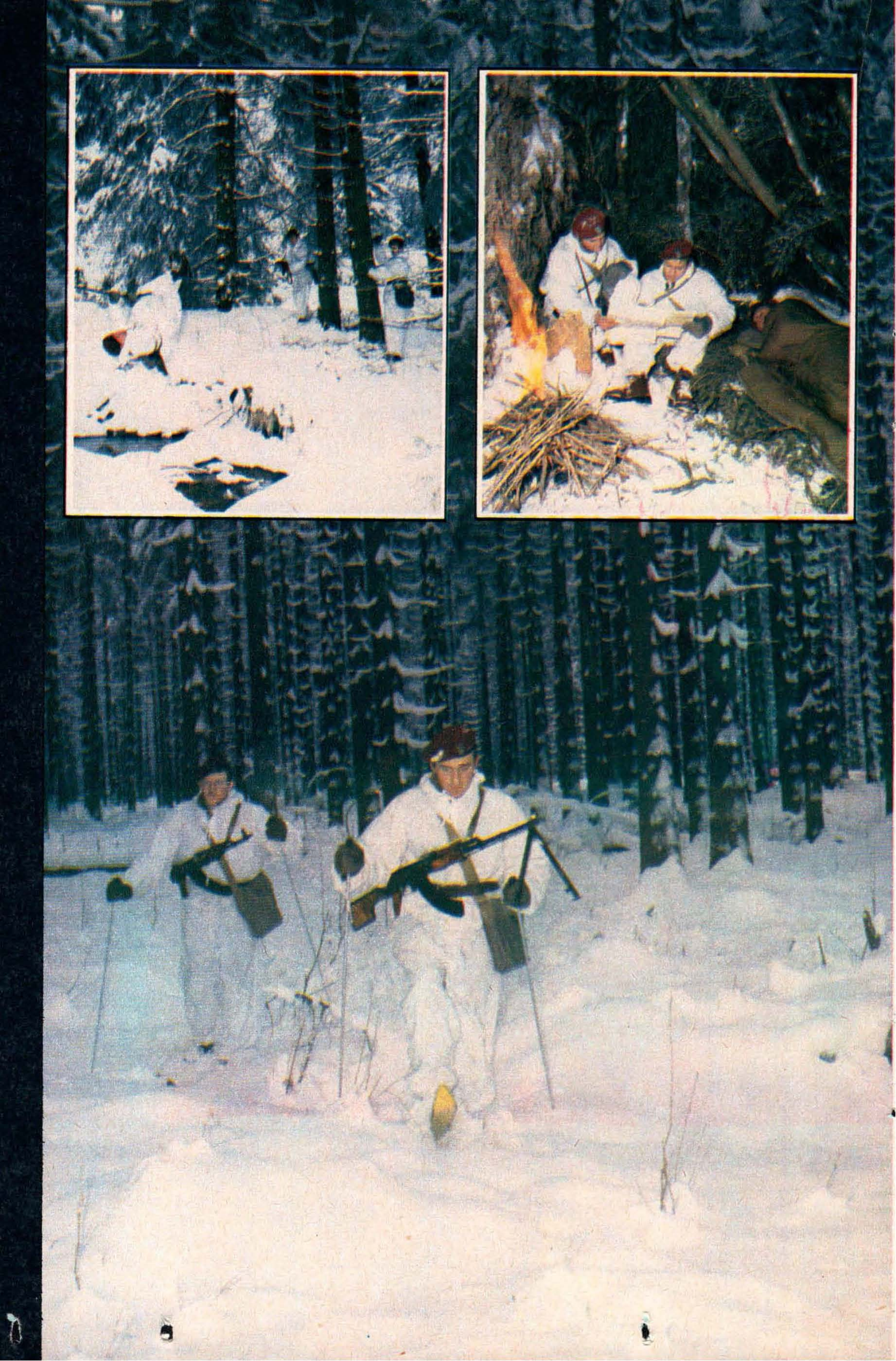
Von oben nach unten:
1967 Allwetter-Abfangjäger Jak-28P
1961 Strahltrainer Jak-30
Zuverlässig schützen die Flugzeugführer der sowjetischen Luftverteidigung die Grenzen ihres Landes

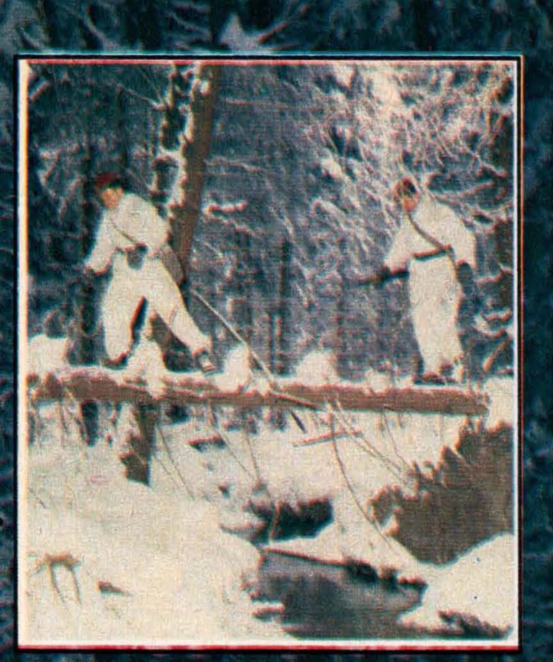


jagdflugzeug liegen ebenso wie bei dem Jak-25-Abfänger die Plätze der beiden Besatzungsmitglieder hintereinander in der aufgesetzten Kabine, und der Bug nimmt das große Funkmeßgerät auf. Gefertigt ist der Rumpf des freitragenden Schulterdeckers in Ganzmetall-Halbschalenbauweise. Das gepfeilte Leitwerk sowie Teile des Hecks sind offensichtlich von der Jak-25 übernommen worden, der man bereits bei ihrem Erscheinen große Möglichkeiten für eine weitere Entwicklung eingeräumt hatte. Beibehalten wurde auch das Tandem- oder Einspurfahrwerk: Unter der Kabine befindet sich das doppelt bereifte Bugrad, und kurz vor dem Heck liegt das ebenfalls doppelt bereifte Hauptrad. In den Enden der Tragflügel sind nach unten klappbare Federbeine mit einfach bereiften Stützrädern untergebracht.

Diese an sich schon sehr gestraffte Aufzählung all der strahlgetriebenen Flugzeuge aus dem Hause Jakowlew, die dem Schutz des Friedens dienten und dienen, wäre ohne die Jak-36 nicht vollständig. Sie ist als senkrechtstartendes Seekampfflugzeug auf den sowjetischen Kampfschiffen „Kiew" und „Minsk" stationiert. Diese Senkrechtstarter Jak-36MP und der 1967 vorgeführte Prototyp Jak-36 sind einmal mehr Beweis dafür, daß A. S. Jakowlew und sein Kollektiv die Entwicklung der Luftfahrt mitbestimmen.

Text: Oberstleutnant Wilfried Kopenhagen
Bild: Autor (4), Archiv, Gribow, Jakutin







Rotkappen im Schnee

Ihre roten Barette besagen: Sie sind Fallschirmjäger der Polnischen Armee. Heute haben drei von ihnen einen kniffligen Auftrag erhalten. Im „gegnerischen" Hinterland sollen sie Lage und Zugänge eines unterirdischen Treibstofflagers erkunden. Abmarsch vom Lager. 40 Kilometer durch tiefverschneiten Wald müssen die Kämpfer in den weißen Tarnanzügen überwinden. Genau zwei Tage haben sie Zeit. Danach gilt die Aufgabe als nicht erfüllt.

Das erste Hindernis – ein Wassergraben versperrt den Weg. Unmöglich, ihn im versumpften Gelände zu umgehen. Ein Tau fliegt durch die Luft. Der Anker verfängt sich in einem Baum am jenseitigen Ufer. Nun schnell das andere Ende befestigen. Schon hangelt der erste Soldat hinüber. Der Graben scheint bereits überwunden zu sein. Da rutscht von den Zweigen eine Schneelast herab, zerstiebt am Kopf, bringt den Fallschirmjäger für Augenblicke aus dem Gleichgewicht. Doch es geht weiter. Ohne ein Wort zu wechseln, setzen die Rotkappen ihren Weg fort. Keine Spur darf zurückbleiben. Rast. Viel Zeit bleibt nicht zum Ausruhen. Ein paar Bissen zur Stärkung, ein • Schluck Tee. Dann orientieren sie sich auf der Karte. Noch eine zusätzliche Schwierigkeit: Die Genossen haben keinen Kompaß erhalten. So machen sie sich die Natur zum Verbündeten. Der Lauf der Sonne, nachts die Sterne und die Rinde der Bäume zeigen ihnen die Himmelsrichtung.

Weit kann es nicht mehr sein. Doppelte Vorsicht ist deshalb geboten.

Da ...! Ein Wachposten! Gut hat er sich getarnt. Aber unsere Drei haben den „Gegner" entdeckt. Kann er umgangen werden? Unsichtbar und unhörbar für den Posten passieren sie dessen Bereich. Muskeln und Nerven sind auf das äußerste angespannt. Drei Stunden, dann ist auch diese schwierige Situation gemeistert. Man sieht es den Männern an, der Marsch durch die Schneewildnis hat seinen Tribut gefordert. Nun müssen die Fallschirmjäger zurück zur Basis. Noch einmal 40 Kilometer. Doch mit dem Bewußtsein, das Wichtigste getan zu haben, wird es jetzt leichter. Nach 47 Stunden und 42 Minuten melden sich die Soldaten bei ihrem Kommandeur zurück. Völlig erschöpft, doch mit einem Lächeln zieht der zweite aus der Brusttasche unter dem Tarnanzug die geforderte Skizze hervor ...

Text: Oberstleutnant Wolfhard Schmidt
Bild: Stanislaw Syndoman



Zwei Wege ins Weltall

„Krieg der Sterne" oder friedliche Nutzung des Alls?

Es mag Menschen geben, die bei Reagans Ankündigung vom März, die USA würden ein „Weltraumabwehrsystem" schaffen, in erster Linie das Wort „Abwehr" aufnahmen oder sie als kaum realisierbare Science Fiction-Vorstellungen eines „Krieges der Sterne" abgetan haben. Die wenigen Monate, die seitdem vergangen sind, sollten ihnen jedoch den Blick geschärft haben. Es hat sich gezeigt, daß die Absicht, der Rüstungsspirale eine neue, eine kosmische Dimension zu geben, in ihren möglichen militärpolitischen Folgen weit über die bisheriger USA-Rüstungsprogramme hinausgeht. Handelt es sich doch um nicht weniger als um eine äußerst gefährliche Destabilisierung der Weltlage. Washington träumt davon, vom Weltraum aus die ballistischen Raketen der UdSSR zu lähmen und dadurch einem Gegenschlag zu entgehen. Damit sind Spekulationen verknüpft, die Sowjetunion wehrlos einem nunmehr „akzeptabel" und „tragbar" gewordenen nuklearen Erstschlag auszusetzen. Das ist der wirkliche Hintergrund der hektischen Bemühungen, Pershing 2-Raketen in der BRD zu stationieren. Könnten diese doch in wenigen Minuten die Sowjetunion erreichen und dann Gegenschläge gegen das Territorium der USA vom Weltraum aus „neutralisiert" werden.

In den vergangenen Monaten meldete das Pentagon beispielsweise die Zerstörung von Luft-Luft-Raketen von einer Boeing 707 aus. Man zündete eine atomare Sprengladung unter Weltraumbedingungen. Mittel für ein militärisches „Operationszentrum im Weltraum" wurden bewilligt. Das Programm zur Umwandlung von F 15-Kampfflugzeugen in Satellitenjäger wurde bis zur Testreife vorangetrieben. Damit soll, so die USA-Armeezeitung „Stars and Stripes" wörtlich, „der Feind taub, stumm und blind" gemacht werden. Da jede F 15 eine Weltraumrakete tragen und von überall starten kann, wären Verhandlungen darüber äußerst schwierig. Selbst der USA-Senator Tsongas kam deshalb zu dem Schluß, daß „wir uns einem Punkt nähern, von dem aus keine Umkehr mehr möglich ist".

Aber noch ist sie möglich! Mit ihrem jüngsten Aufruf zum Verbot von Tests und der Stationierung weltraumgestützter Waffen sowie Satelliten-Abwehrsystemen hat die UdSSR nicht nur den Weg dazu gewiesen, sondern auch gleichzeitig und einseitig die Verpflichtung übernommen, keine solchen Waffen als erste in den Weltraum zu bringen. Der gegenwärtigen 38. UNO-Vollversammlung schlug sie vor, einen Vertrag über das Verbot der Gewaltanwendung im Weltraum und vom Weltraum aus gegen die Erde vorzubereiten. Die Vorschläge liegen also da. Nun haben die USA das Wort. K. K.

AR International

• **Seine Drohpolitik** setzt Großbritannien in Fernost verstärkt fort. So befindet sich seit September ein Flottenverband der „Royal Navy" auf einer siebenmonatigen Fahrt in diese Region. Der unter Führung des Flugdeckkreuzers „Invincible" stehende Verband von sieben Schiffen soll u. a. Indien, Malaysia und Singapur anlaufen und später Seekriegsmanöver mit australischen und neuseeländischen Streitkräften durchführen. Wie ein Sprecher des britischen Verteidigungsministeriums dazu erklärte, sei es Ziel der Fahrt, „den Willen und die Fähigkeit Großbritanniens zu demonstrieren, moderne Kriegsschiffe auch außerhalb des NATO-Gebietes zu entsenden".

• **„Schlicht unwahr"** nannte der einflußreiche USA-Senator Proxmire die Behauptung Präsident Reagans, der größte Teil der US-Hilfe für Mittelamerika diene nichtmilitärischen Zwecken. Proxmire wies nach, daß bisher mindestens 55 Prozent der gesamten Hilfe für diesen Raum in Militärprogramme flossen. 1982 waren 63 Prozent der 463 Millionen Dollar Hilfsgelder für Mittelamerika reine Militärhilfe. In diesem Jahr seien von den 753 Millionen Dollar für diese Region sogar 67 Prozent für den „Sicherheitsbereich" bestimmt. Den Armen kämen lediglich 25 bis 30 Prozent der sogenannten Wirtschaftshilfe zugute, meinte der Senator.

• **Ein Kuhhandel** bezeichnender Art wurde zwischen den reaktionären Regimes Guatemalas und El Salvadors vertraglich fixiert. Wie die „New York Times" berichtet, sieht er vor, daß Guatemala die salvadorianische Armee in der „Niederschlagung von Aufständischen" – gemeint ist die Befreiungsbewegung – ausbildet. Als Gegenleistung erhält Guatemala leichte Waffen und Munition amerikanischer Bauart, über die das Regime in San Salvador dank großzügiger USA-Militärhilfe überreichlich verfügt.

• **Ein neues Stützpunktabkommen** wurde von Griechenland und den USA unterzeichnet. Es ersetzt das vorangegangene aus dem Jahre 1953 und betrifft die vier großen und 20 kleineren USA-Militäranlagen auf griechischem Boden. Im

Abkommen, das bis Ende 1988 gültig ist, mußten die USA bestimmte Beschränkungen in der Nutzung der Stützpunkte akzeptieren. Ihnen ist zum Beispiel untersagt, sie für Operationen gegen mit Griechenland befreundete Staaten im Nahen Osten zu benutzen. Griechenland behält sich außerdem das Recht vor, die Tätigkeit der Militärbasen im Falle eines nationalen Notstandes zu beschränken oder auszusetzen.

● **Spanien,** das jüngste NATO-Mitglied, will seine Marinepräsenz in der strategisch bedeutsamen Meerenge von Gibraltar erheblich ausweiten und den gemeinsam mit den USA benutzten Flottenstützpunkt Rota bei Cadiz zu einer Riesenbasis ausbauen, in der 10000 Marinesoldaten stationiert werden sollen. Dies sieht ein Regierungsplan vor, der von der spanischen Tageszeitung „El Pais" enthüllt wurde. Der Ausbau des Stützpunktes, in dem sich gegenwärtig 3500 amerikanische und 1200 spanische Marinesoldaten befinden, soll innerhalb von sieben Jahren abgeschlossen sein. Nach spanischen Angaben wird die besondere strategische Bedeutung der Meerenge daraus ersichtlich, daß jährlich etwa 52000 Schiffe die Wasserstraße passieren – das seien rund 35 Prozent des internationalen Schiffsverkehrs.

● **Stark ausbauen** und weiter modernisieren will die BRD-Bundesmarine ihren Bestand an U-Booten. Nach einem kürzlich unterzeichnetem Abkommen mit Norwegen über Rüstungszusammenarbeit auf dem Kriegsmarinesektor soll die BRD nicht nur mindestens sechs U-Boote für Norwegen, sondern auch 12 neue Boote der Klasse 211 für den Eigenbedarf bauen, die mit norwegischen Waffensystemen ausgerüstet werden. Gegenwärtig verfügt die BRD bereits über 24 in der Ostsee stationierte U-Boote. Die neuen Schiffe, die zu Beginn der neunziger Jahre in Dienst gestellt werden sollen, sind verstärkt für NATO-Aufgaben in der Nordsee vorgesehen. Wie BRD-Verteidigungsminister Wörner dazu erklärte, würden die U-Boote „dorthin geschickt, wo ... eine Bedrohung für die Verbindung zwischen den USA und Europa besteht".

● **Weiter erhöht** hat sich die Personalstärke der USA-Streitkräfte. Offiziellen Angaben des Pentagon zufolge betrug sie am 31. Mai dieses Jahres 2119596. Zum Heer gehören 776717, zur Luftwaffe 593459, zur Marine 552755 und zur Marineinfanterie 196665 Soldaten. 43 Prozent der GI's des Heeres befinden sich zur unmittelbaren Durchsetzung der globalen Ziele des USA-Imperialismus außerhalb der eigenen Landesgrenzen.

● **Erstmals** seit dem zweiten Weltkrieg erfolgten jetzt wieder Forcierungen des Rheins, der Maas und des Dortmund-Ems-Kanals durch USA-Truppen. Bei der zur aggressiven NATO-Manöverserie „Herbstschmiede" gehörenden Übung „Atlantischer Löwe", die vom 17. September bis 1. Oktober zwischen Nordseeküste und Ruhrgebiet durchgeführt wurde, wirkten etwa 11000 US-Soldaten mit niederländischen und BRD-Truppen zusammen. Allein über die Maas rollten dabei mehr als 300 Kampfpanzer in die BRD (Foto).





In einem Satz

Den ersten der neuen Dreifachsprengköpfe M-4 (je 150 kt), mit dem das im Bau befindliche sechste französische Raketen-U-Schiff „L'Inflexible" bestückt werden soll, hat Frankreichs Verteidigungsminister Hernu auf dem Marinestützpunkt Ile Longue bei Brest übergeben.

Geheime Projekte zur Schaffung fünf neuer Divisionen leichter Infanterie, die für „klimatische und geographische Bedingungen trainiert werden sollen, wie sie an der iranisch-sowjetischen Grenze herrschen", plant das Pentagon laut „Washington Post".

950 Millionen Mark eines fetten Rüstungsauftrages für den Bau von zwei Fregatten für die türkische Marine teilen sich die Howaldtswerke-Deutsche Werft AG und Blohm & Voss AG der BRD.

Als Privatbesuch getarnt war die Reise des spanischen Heeresstabschefs im September zum Rassistenregime nach Südafrika, um sich dort „über die Struktur der südafrikanischen Streitkräfte zu informieren".

„Die Beerdigung" in Massengräbern wurde – einem Bericht der USA-Armeezeitung „Stars and Stripes" vom 23. September d. J. zufolge – während des NATO-Manövers „Confident Enterprise" in der BRD geprobt.

Japan will seine Luftabwehrsysteme vom Type „Nike-J" mit einem Kostenaufwand von vier Milliarden Dollar auf die neuen amerikanischen „Patriot"-Raketen umrüsten, die gegen Ziele zwischen 30 und 30000 m Höhe einsetzbar sind.

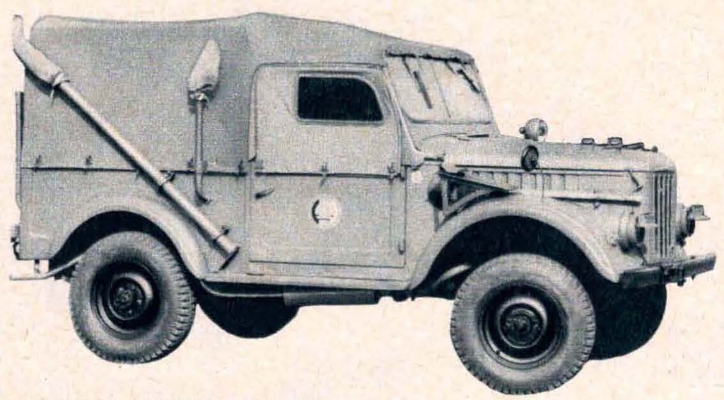
Redaktion: Werner Pieskow
Bild: Archiv
Karikatur: Ulrich Manke




ar

AR 12/83	TYPENBLATT	KRAFTFAHRZEUGE

Geländegängiger PKW GAZ 69M (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	2175 kg
Länge	3850 mm
Breite	1850 mm
Höhe	2030 mm
Bodenfreiheit	210 mm
Steigfähigkeit	55 %
Watfähigkeit	550 mm
Kletterfähigkeit	300 mm
Überschreitfähigkeit	350 mm
Motor	4-Zylinder-Viertakt-Otto-Motor UAZ 688
Hubraum	2430 m³
Leistung	48 kW
Höchstgeschwindigkeit	96 km/h
Fahrbereich	600 km

Der 8sitzige GAZ 69 bewährt sich seit 1957 in der NVA und anderen bewaffneten Organen der DDR beim Transport von Personen – 8 einschließlich Fahrer – und als Spezial-Kfz. Das Fahrzeug wurde vom Automobilwerk Gorki hergestellt. Es besitzt einen stabilen Kübelaufbau mit Planenverdeck und mit längs angeordneten hinteren Sitzen.

AR 12/83	TYPENBLATT	KRIEGSSCHIFFE

Raketenkreuzer „California" (USA)



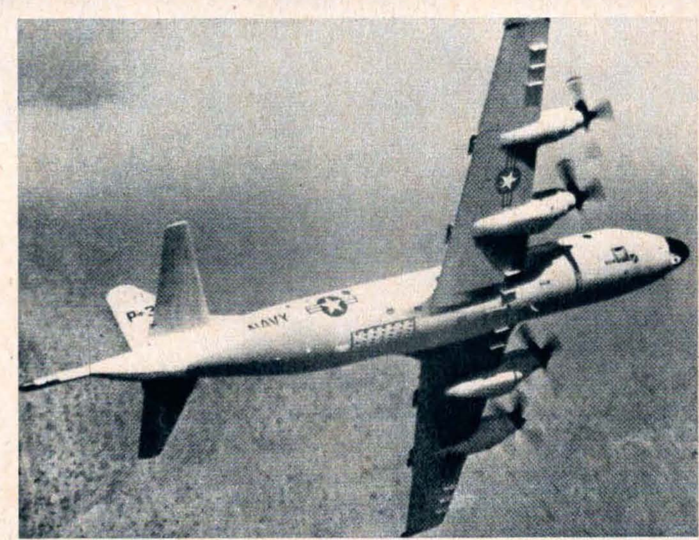
Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	10150 ts
Länge	182 m
Breite	18,6 m
Tiefgang	9,6 m
Antrieb	zwei Kernreaktoren
Leistung	51480 kW
Höchstgeschwindigkeit	30,0 kn
Bewaffnung	„Harpoon"-Raketen Fla- und U-Boot-Abwehrraketen Artilleriesysteme Torpedorohre
Besatzung	540 Mann

Der am 22. September 1971 in Newport vom Stapel gelaufene kernkraftgetriebene Raketenkreuzer besitzt einen praktisch unbegrenzten Fahrbereich. Ausgerüstet mit umfangreicher Elektronik, werden die Schiffe dieses Typs zur Gewährleistung der Schlagkraft der USA-Angriffsflugzeugträgerverbände eingesetzt. Zum Kampfbestand der USA-Kriegsmarine gehören neun kernkraftgetriebene Raketenkreuzer. Vorgesehen ist der Bau von weiteren vier Schiffen.

AR 12/83	TYPENBLATT	FLUGZEUGE

Seekampf- und Aufklärungsflugzeug P-3C „Orion" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse	64410 kg
Landemasse	47120 kg
Länge	35,61 m
Höhe	10,29 m
Spannweite	30,27 m
Flügelfläche	120,77 m²
Antrieb	4 Propeller-Turbinen-Luftstrahltriebwerke Allison T 56-A-14
Leistung	je 3661 kW
Höchstgeschwindigkeit	760 km/h
Reisegeschwindigkeit	610 km/h
Steiggeschwindigkeit in Bodennähe	860 m/min
Bewaffnung	zielsuchende Torpedos, Bomben, Minen, Raketen – insgesamt 6200 kg

Die vom US-amerikanischen Rüstungskonzern Lockheed gebaute P-3 wird von der US-Navy als maritimer Langstreckenaufklärer sowie als U-Boot-Bekämpfungsflugzeug eingesetzt. Sie verfügt über rund 450 Flugzeuge der Versionen P-3A/B und P-3C. Weitere Einsatzländer sind Norwegen, Australien, Neuseeland, Japan und die Niederlande.

AR 12/83	TYPENBLATT	PANZERFAHRZEUGE

SPW V 150 „Commando" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	8,6 t
Länge	5690 mm
Breite	2260 mm
Höhe	2540 mm
Bodenfreiheit	380 mm
Kletterfähigkeit	600 mm
Steigfähigkeit	60 %
Antriebsformel	4×4
Höchstgeschwindigkeit	86 km/h
Fahrbereich	800 km
Motor	8-Zyl.-4-Takt-Ottomotor
Leistung	147 kW
Bewaffnung	1 Maschinenkanone 20 mm, 1 MG 7,62 mm, Nebelwurfkörper
Besatzung	3+9

Der schwimmfähige Rad-SPW „Commando" ist seit 1966 im Einsatz. Er wird als Führungsfahrzeug und als Fahrzeug zur Unterstützung mit verschiedener Bewaffnung eingesetzt, z. B. mit Zwillings-MG, 81-mm-Granatwerfer und 90-mm-Kanone. Außerdem kann er zur Aufklärung oder als Bergungs- und Instandsetzungsfahrzeug verwendet werden. Zur Ausrüstung gehören ein Turmlüftungsgebläse und eine Winde.

Traut eurem Gefühl!

AR zu Gast bei dem Maler Prof. Paul Michaelis

Bilder, wohin man schaut. Aktstudien, Bleistiftskizzen, Porträtzeichnungen lehnen an Wänden und Schränken. Duftige, pastellene Aquarelle liegen, wo sich Platz für sie fand. Hoch an einer Wand, fast unter der Zimmerdecke, vom großzügig hereinflutenden Licht günstig beleuchtet, ein Gemälde, das man zu hören glaubt – ein tiefer Klang aus blauen, schwarzen und lufthellen Farben; ein Stück Meer, übergossen von Licht. Ein erregendes und gleichsam tiefe Ruhe verströmendes Bild.

Auf dem Fußboden Stapel von Rahmen aller Art und Größe. Regale, voll mit Büchern, Mappen, Ordnern. Eine alte Goethe-Büste auf einem nicht sehr viel weniger alten Radio. Ein Foto von Thälmann; man sieht es von jeder Stelle dieses Ateliers. Auf einem undefinierbaren Möbel das Arbeitsgerät: Dutzende von Farbtuben, Dutzende von Pinseln, Dutzende von farbfleckigen Lappen. Dahinter die Werkbank des Malers, die Staffelei. Daran lehnt, soeben von einer Ausstellung zurückgekehrt, ein unlängst fertiggestelltes Bildnis von Franz Mehring. Auf der Staffelei eine gerade begonnene, unfertige Arbeit, ein großformatiges Bild, das „noch nicht gemalt" ist, wie er sagt, wenngleich schon klar formuliert und komponiert scheint, was es darstellen wird: ein Liebespaar beim Abschiednehmen.



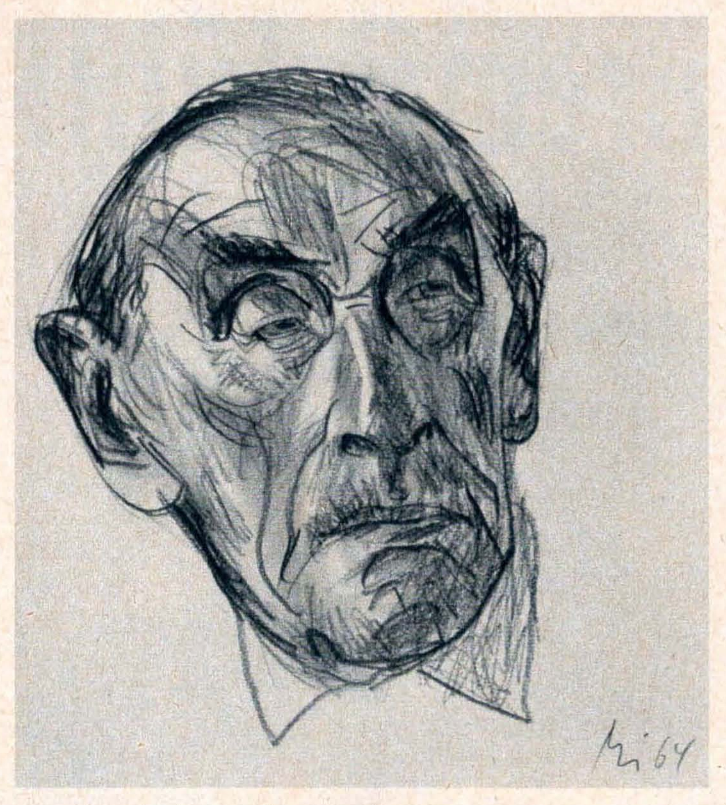
„Selbstbildnis", Öl, 1973

Man meint, die Wärme und Weichheit des nackten Mädchenkörpers zu fühlen, den der junge Mann sanft an sich zieht. Er ist vorschriftsmäßig bekleidet, der Soldat, nur die Mütze fehlt noch; sie stört so beim Küssen. Trennung von der Liebsten ohne Ach und Weh, ohne Weltschmerz, bis bald. Ein tausendfach sich vollziehender Vorgang, von Paul Michaelis gemalt mit großer Sympathie für die Liebe wie auch für den jungen Soldaten.

Das Soldatsein, die Bewährung in der militärischen Pflicht, die Spezifik der menschlichen Beziehungen angesichts der extremen Herausforderungen, denen die Männer in unseren Streitkräften zu begegnen haben – dies ist seit fast dreißig Jahren eines der großen Themen, denen sich Professor Michaelis immer wieder aufs neue zuwendet. Er war selbst Sol-

„Wolga", Öl, 1977

„Die Panne", Öl, 1974



„Steinsetzer", Bleistift auf Papier, 1964



„Rückenakt"

dat, Panzergrenadier der faschistischen Wehrmacht, fünf Jahre lang, fast den ganzen Krieg hindurch. Er mag nicht gern darüber reden, und da fragt man nicht weiter. Nur soviel: Paul Michaelis war Kunststudent, aufgewachsen in einer völlig unpolitischen Weimarer Kaufmannsfamilie, verführbar und unwissend wie die meisten, als er die Hitler-Uniform anziehen mußte. Er hörte, Russen seien Untermenschen, die es auszurotten gelte. Er hat diese Russen erlebt im Krieg. Später heißt eines seiner eindrucksvollsten Bilder „Klassenbrüder – Waffenbrüder", künstlerisches Bekenntnis seines Verständnisses unseres festen Verbundenseins mit den sowjetischen Waffengefährten.

Der Krieg hatte auch ihm kostbare junge Jahre geraubt. Erst als Zweiunddreißigjähriger konnte er 1946 mit seiner künstlerischen Arbeit beginnen. Drei Jahre nach der Gründung unserer Republik berief man ihn als Dozent an die Hochschule für Bildende Künste Dresden. Hier wirkt er seit nunmehr drei Jahrzehnten als Hochschullehrer, als Rektor dieser weltweit bekannten Bildungsstätte, als Leiter einer Meisterklasse, als Künstler, Pädagoge und Kulturpolitiker.

Das klingt glatt und gerade, doch war der Weg dieses Mannes so nicht. Vielmehr war er stetes Ringen um Erkenntnis, um Wahrheit in seiner Arbeit, die sich dem sozialistischen Realismus verpflichtet fühlt. Michaelis entstammte bürgerlichen Verhältnissen, hatte studiert in der Zeit des Faschismus, stand auf humanistischen, doch politisch wertfreien Positionen als junger Mann. Aus jenem Krieg heimgekehrt, begann er, neu zu denken,



„Puszta bei Hortobágy", Öl, 1970

suchte er sich seinen Weg an die Seite der Arbeiterklasse. Von Anbeginn nahm er teil an der Erlebniswelt und der Lebensweise der Arbeiter, ging dorthin, wo sie arbeiten, war bei den Stahlwerkern, den Genossenschaftsbauern, den Bauarbeitern. Schließlich begriff er sich als ihnen zugehörig: „Es ist unmöglich, sozialistisch-realistische Kunst zu machen ohne eine klare Entscheidung für die Arbeiterklasse." Denn „in unserer Zeit ist es notwendig, daß ein schöpferischer Mensch sich auf den Teil der Menschheit orientiert, der die vorwärtstreibende Kraft ist."

Paul Michaelis versteht sein Schaffen als künstlerische Verantwortung und Parteinahme für den Sozialismus. So ist es nur natürlich, ja geradezu zwangsläufig, daß er sich als parteilicher Künstler einen lebenserhaltenden Bereich unserer Gesellschaft als Thema erschließt – die sozialistischen Streitkräfte. Wir kennen vieldiskutierte Werke Michaelis', für die er vorzugsweise in den Luftstreitkräften/Luftverteidigung die Impulse fand. Entstanden sind dynamische, expressive Werke, die Kraft unserer geballten Faust eindrucksvoll zeigend.

Welches sind die Gründe, die ihn bewegen, sich diesem von einigen anderen Künstlern als „zu schwierig, als nicht darstellbar" gekennzeichneten Teil unseres Lebens zuzuwenden? „Die Armee ist ein Stück von uns. Es sind unsere Söhne, die die Waffe tragen, um das Unsere zu schützen und zu bewahren. So wie die Genossenschaftsbauern, die für unser Brot sorgen, so wie die Bauleute, die unser Zuhause schaffen, so wie die Künstler, die uns geistigen Genuß bereiten, so sind uns die Soldaten notwendig, um Brot und Haus und Kunstwerk zu verteidigen. Sozialistische Streitkräfte und ihre Soldaten sind ein kunstwürdiger Gegenstand ersten Ranges, weil sie das Fortschrittlichste schützen, was die Menschheit bislang hervorgebracht hat. Zum anderen soll Kunst helfen, dem Soldaten den humanistischen Sinn seines Soldatseins tief und umfassend begreiflich zu machen. Das heißt auch, daß der Soldat sich in der Kunst unseres Heimatlandes wiederfindet, daß er seine Probleme, seine Erfolge, seine Freuden vom Künstler verstanden und für andere Menschen dargestellt sieht. Es ist also auch an uns bildenden Künstlern, unsere Soldaten von der Größe und Bedeutung ihrer Aufgabe zu begeistern und sie



„Mädchenporträt", 1964



„Baby", Öl, 1974

auf diese Weise zu bestärken." Wie sehr sich Genosse Professor Michaelis diesem Credo verpflichtet fühlt, beweisen seine Bilder.

Unter anderen sichtbaren Zeichen höchster Wertschätzung unseres Staates befinden sich militärische Auszeichnungen, über die der Künstler sich selbstverständlich freut. Doch besonders glücklich ist Paul Michaelis darüber, von den Armeeangehörigen selbst verstanden und angenommen zu werden. Er ist häufiger und gern gesehener Gast in der Truppe. Er braucht das; er muß sehen, erleben, beobachten, was er malen will. Muß die Gefühle, Sehnsüchte, Nöte, die Siege und die Niederlagen der Soldaten nachfühlen können, um sie so auf die tote Leinwand zu bringen, daß „ein lebendiger Strom vom Bild zum Betrachter fließt", wie er es ausdrückt.

Wie wohl jeder Maler wünscht er sich, daß seine Bilder den Schauenden erregen, tief in ihm etwas anrühren, ihn bewegen. Nach seinem Verständnis sollte das Betrachten eines Bildes zunächst vor allem ein emotionales Erlebnis sein, das dorthin dringt, „wo unsere Phantasie haust, um sich ansprechen und zum eigenen Fabulieren anregen zu lassen", um ein Wort des Schriftstellers und Kulturpolitikers Alfred Kurella zu zitieren.

In vielen Kunstgesprächen auch mit Armeeangehörigen mußte Paul Michaelis die Erfahrung machen, daß so mancher Betrachter sich scheut, ein Bild ganz für sich zu entdecken, es mit eigenen Augen, sprich aus seiner ganz eigenen Sicht zu sehen. Nein, man wünscht die Bilder erklärt zu bekommen – ein Schrecknis für den Maler! „Ein Bild will gesehen und nicht zerschwatzt werden. Es verkümmern doch selbständiges Fühlen und die eigene Urteilsfähigkeit, wenn man sich einreden läßt, was man da auf dem Bild bitte zu sehen habe. Ich erlebe



NVA-Angehörige sind oft Gäste im Atelier des Professors

sehr oft Leute, die ein Bild vorrangig intellektuell, von außen her für sich aufschließen. Im übereifrigen Ausdeuten von Bildinhalten, im Hineininterpretieren von Aussagen, an die der Maler oft überhaupt nicht dachte, vergessen sie etwas Wichtiges: Sie genießen das Kunstwerk nicht. Ihnen möchte ich immer zurufen: Traut doch eurem Gefühl! Gebt euch doch hin an den Zusammenklang von Farben, Formen, Linien! Nehmt es doch erstmal sinnlich in euch auf, gönnt doch eurem Gefühl, sich zu bereichern!" so die Ansicht von Professor Paul Michaelis. In der Wirkung des Kunstwerkes auf die Sinne, in der Ansprache des Gefühls sieht der Künstler den ersten Schritt, mit dem man sich dann dem Inhalt, der Aussage, dem gedanklichen Reichtum des Bildes nähert. Diese Worte aus dem Munde eines so profilierten, erfahrenen und geschätzten Malers dürfen wohl als Ermutigung gefaßt werden, ohne Scheu und Zagen, es etwa nicht „zu verstehen", vor ein Gemälde zu treten.

Diese Gedanken von Professor Michaelis erinnern an Worte, die Genosse Generaloberst Keßler vor zwei Jahren auf der XII. Delegiertenkonferenz der NVA und der Grenztruppen der DDR fand: „Heute geht es mehr denn je um starke Gefühle für unser schönes, verteidigungswürdiges Vaterland, für die Gemeinschaft mit den Klassen- und Waffenbrüdern, für unsere gerechte und sieghafte Ordnung." Paul Michaelis, der die sozialistische Kunst unseres Landes deutlich mitgeprägt hat und ihren wertvollsten Bestand gewiß noch mehren wird, hat sich diesem drängenden Anspruch stets gestellt. Seine konsequent parteilichen, die Notwendigkeit des militärischen Schutzes bejahenden Bilder sind Werke, die starke Gefühle wecken und vertiefen können – den Stolz auf unsere Heimat, die Liebe zu ihr, das Ehrgefühl, an ihrem Behütetsein mitzuwirken.

Dem liebenswürdigen Künstler, dem streitbaren Genossen Paul Michaelis wünschen wir zu seinem 69. Geburtstag, den er dieser Tage begeht, das Beste. Und wir wünschen uns, daß die Soldaten noch lange sein Modell bleiben.

Text: Karin Matthées
Bild: Deutsche Fotothek Dresden (3), J. Buchhold (2), G. Löwe (1), Archiv (3)



Langgestrecktes

Zwei Pioniere haben sich am Waldrand niedergekauert. Auf einem langen, schmalen Holzbrett legen sie dicht hintereinander kleine grüne Päckchen, an die 25 Stück. Achten darauf, daß ja keine Lücken zwischen ihnen entstehen, umwickeln alles fest mit einem Bindedraht. Sprengkörper sind es, jeder 400 Gramm schwer, die sie da auf das Holzgestell packen. Das Ganze ist eine gestreckte Ladung. Vorgesehen, eine Gasse in eine Drahtverhausperre auf Pfahlreihen zu sprengen. Vorsichtig gleiten sie durchs Gras an das Sprengobjekt heran, die starre, beladene Latte mit ihrem zugespitzten Kopfteil neben sich herschiebend. Unter dem Drahtverhau legen die beiden die Streckladung dicht an die Pfähle an. Nur so kann eine volle Wirkung erzielt, eine breite Gasse geschaffen werden. Welt genug, um nachfolgenden Truppen das Weiterkommen zu ermöglichen. Schnell schließen beide noch die Zündschnur an, springen in Deckung, und bald schon hallt durch den Wald ein Detonationsschlag.

Text: Oberstleutnant Spickereit
Bild: Oberst d. R. Zühlsdorf






Foto: Manfred Uhlenhut

Nachtsichtgeräte

Über Jahrhunderte hinweg fanden große militärische Auseinandersetzungen nur am Tage statt. Die Dunkelheit erlaubte es ganz einfach nicht, größere Truppenbewegungen auszuführen. Auch als Leuchtbomben oder -raketen und Scheinwerfer verfügbar waren, blieb das ein Notbehelf oder die Ausnahme. Eine solche gab es beispielsweise bei der Schlacht um die Seelower Höhen, als im Angriffsstreifen der 1. Belorussischen Front im Morgengrauen des 16. April 1945 143 Flakscheinwerfer aufleuchteten, in deren Schutz die Berliner Operation zur endgültigen Zerschlagung des Hitlerfaschismus begann. Zwei Dinge waren es, für die man eine Lösung suchte: Einmal wollten die Militärs wissen, wo sich in der Dunkelheit der Gegner befand, um auf ihn die Waffen unterschiedlichster Art richten und ihn bekämpfen zu können. Zum anderen ging es darum, sich selbst im Schutz der Nacht mit Transport- und Gefechtsfahrzeugen bewegen zu können.

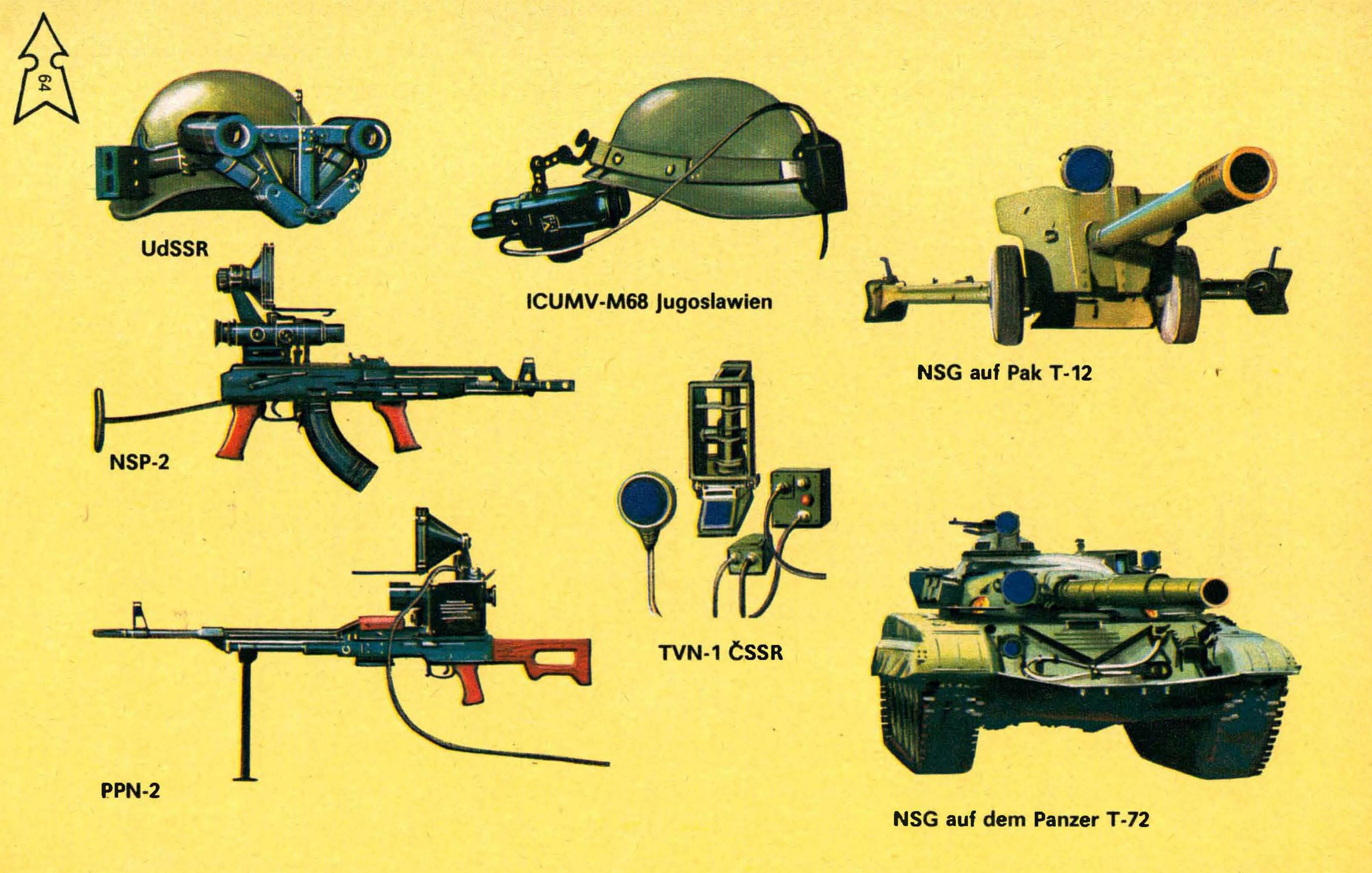
Normale Scheinwerfer waren zu weit – besonders auch aus der Luft – zu sehen. Und solche mit eingeschränktem Lichtkegel sind auf dem Gefechtsfeld wenig wirksam. Den Ausweg fanden die Wissenschaftler in den Nachtsichtgeräten, von denen es in den 40er Jahren die ersten Modelle gab und die noch während des zweiten Weltkrieges verwendet wurden. Dabei machte man sich das bereits um das Jahr 1800 entdeckte „unsichtbare Licht" nutzbar. Stark vereinfacht dargestellt geht es darum, den sich unmittelbar an das sichtbare Licht (Wellenlänge 0,4 bis 0,8 µm) anschließenden Bereich zu verwenden. Dieser auch als Infrarot-Bereich (IR) bezeichnete Abschnitt der elektromagnetischen Wellen reicht von 0,78 bis etwa 30 µm.

Da jeder beliebige Körper, der eine sich vom absoluten Null (−273 °C) unterscheidende Temperatur aufweist, Quelle von Infrarotstrahlen ist, ließ sich diese Tatsache für Infrarotortungsgeräte ausnutzen. Denn Panzer und Geschütze, Fahrzeuge und Schiffe, aber auch Flugzeuge und Hubschrauber sowie viele andere Objekte und deren Umgebung senden elektromagnetische Wellen aus. Nutzbar sind dabei die Eigenstrahlung der Objekte und die gerichtete Rückstrahlung (auch als diffuse Strahlung bezeichnet), wenn das Objekt von einer fremden Quelle angestrahlt wird.

In welchem Umfang die Strahlung für ein Ortungsgerät verwendbar ist, das ist abhängig von der Größe der Eigen- oder Rückstrahlung, von deren Fähigkeit zum Durchdringen der Atmosphäre sowie von der Verwertbarkeit am Empfangsort. So mußten die Forscher und Techniker beispielsweise bereits bei der Entwicklung der ersten Nachtsichtgeräte erfahren, daß unterschiedliche Wetterbedingungen (besonders Regen, Nebel, Haufenwolken) die IR-Strahlen negativ beeinflussen. Insgesamt gesehen jedoch ergab sich, daß die IR-Strahlung die Atmosphäre besser durchdringt als das sichtbare Licht. Besonders ist das in den Abschnitten des Spektrums der Fall, die man als „Fenster" bezeichnet, weil deren Wellen eine erhöhte Durchdringbarkeit besitzen.

Die ersten Nachtsichtgeräte arbeiteten nach dem aktiven Verfahren. Sie werden heute oft auch als Bildwandlergeräte bezeichnet. Ausgenutzt wird für diese Nachtsichtanlagen der ersten Generation der nahe Infrarotbereich von etwa 0,8 bis 1,2 µm. Im Grunde genommen arbeiten alle diese Geräte nach folgendem Prinzip: Eine Infrarot-Strahlungsquelle beleuchtet das Zielobjekt. Die Bestandteile der Quelle sind ein Scheinwerfer sowie ein vorgesetztes Infrarotfilter, das die sichtbaren Lichtstrahlen nicht durchläßt, sondern sie unterdrückt. Damit ist mit bloßem Auge nicht zu erkennen, wenn ein Objekt angestrahlt wird. Das Objektiv nimmt die vom Ziel reflektierten Infrarotstrahlen auf und entwirft auf der Photokatode der Bildwandlerröhre ein Bild des Objektes.

Nun darf man sich keinesfalls vorstellen, daß dieses Bild etwa einer Schwarzweiß-Fotografie des Objektes entspricht, vielmehr gibt es einige vom normalen Sehen abweichende Besonderheiten. In diese muß der Armeeangehörige eingewiesen werden, der Umgang mit Nachtsichtgeräten hat. Für die Fahrer der mit aktiven Nachtsichtgeräten ausgerüsteten Panzer oder SPW sowie für die Kanoniere von Panzerabwehrkanonen ist wichtig zu wissen, daß viele Materialien ein ganz anderes Reflexionsvermögen aufweisen als bei sichtbarem Licht. Grüne Blätter reflektieren z. B. die IR-Strahlen gut. Deshalb sieht der Fahrer im aktiven Nachtsichtgerät einen am Tage grünen Baum als sehr hell. Am Tage unter grünen Bäumen abgestellte Kampftechnik mit grüner Tarnfarbe hebt sich optisch kaum von der Umgebung ab. Im Nachtsichtgerät jedoch weist sie einen ganz anderen Helligkeitswert auf. Wiederum läßt sich mit Laub ge-



UdSSR

ICUMV-M68 Jugoslawien

NSG auf Pak T-12

NSP-2

TVN-1 ČSSR

PPN-2

NSG auf dem Panzer T-72



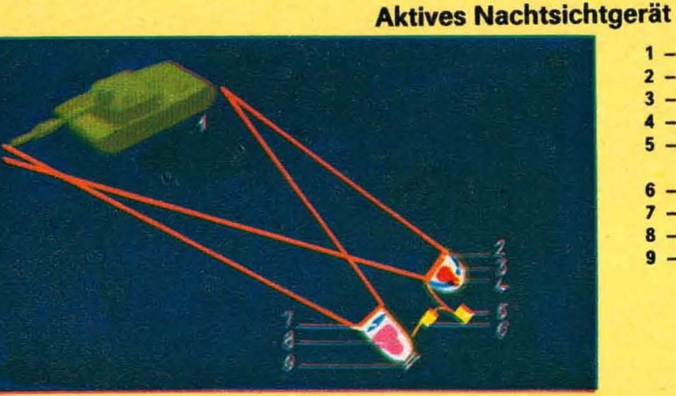
Infrarot-Scheinwerfer

1 – Infrarot-Lichtfilter
2 – Gehäuse
3 – Glühfaden
4 – Parabelteil des Scheinwerfers
5 – Sockel

Prinzipschaltung eines Wärmebildgerätes

1 – Objekt
2 – Wärmestrahlung
3 – Objektiv
4 – Detektor
5 – Zerhacker
6 – Vidioverstärker
7 – Ablenkspiegel
8 – Antriebsspulen
9 – Analogdigitalwandler
10 – Spiegelantriebsverstärker
11 – Bildspeicher
12 – Steuerspannungserzeuger
13 – Impulsgenerator
14 – Digitalanalogwandler
15 – TV-Monitor

Aktives Nachtsichtgerät



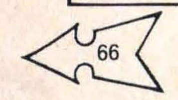
1 – Objekt
2 – Filter
3 – Spiegel
4 – Lichtquelle
5 – Primäre Niederspannungsquelle
6 – Hochspannungsgerät
7 – Objektiv
8 – Bildwandler
9 – Okular

Passives Nachtsichtgerät



1 – Objekt
2 – Thermograph
3 – Lichtbild

tarnte Kampftechnik unter Umständen daran erkennen, daß die abgestorbenen Blätter ganz anders reflektieren als die Bäume.
Zu den ersten Typen aktiver Nachtsichtgeräte gehörten in der sozialistischen Verteidigungskoalition die Modelle PPN-2 und NSP-2 aus der UdSSR und TVN-1 aus der ČSSR. Das PPN-2 war für das Nachtschießen der schweren Maschinengewehre vorgesehen, während das NSP-2 (zu sehen in den Armeemuseen Dresden und Potsdam) für die Kalaschnikow sowie für das leichte Maschinengewehr gedacht war. Auch Schnellfeuerkanonen kleineren Kalibers waren für das Schießen bei Nacht mit dem NSP-2 ausgerüstet. Der Typ TVN-1 diente als Nachtsichtgerät auf Kraftfahrzeugen, Schützenpanzerwagen, Panzern sowie Motorbooten für kleine Entfernungen. Äußerliches Kennzeichen für die Reichweite eines aktiven Nachtsichtgerätes ist der Durchmesser seines Scheinwerfers. So gelten folgende Richtwerte: Scheinwerfer mit einem Durchmesser von 15 bis 20 cm haben eine Reichweite von 200 bis 300 m, solche mit einem Durchmesser von 60 bis 70 cm hingegen reichen 800 bis 1000 m weit.
Anders gesagt: Die Reichweite der aktiven Geräte – hier wird das für das Auge unsichtbare Bild über die Elektronik in Form einer Bildwandlerröhre in ein sichtbares umgewandelt – ist von der Scheinwerferleistung abhängig.
Zu den Vorteilen der aktiven Geräte zählt, daß sie es ermöglichen, extrem dunkle Szenen zu beobachten. Außerdem sind sie billig und einfach zu bedienen. Auch ihre Instandsetzung ist relativ unkompliziert. Zu den Nachteilen zählt, daß diese als Scheinwerfer, Fernrohre, Brillen oder Sichtgeräte verwendeten Anlagen mit entsprechenden Ortungsgeräten vom Gegner leicht erkennbar sind.
Die zweite Generation stellen die passiven Nachtsichtgeräte dar, die auch als Restlichtverstärker bezeichnet werden. Äußeres Zeichen ist hier der Wegfall der Strahlungsquelle als aktiver Teil der Anlage. So sucht man beispielsweise bei der 100-mm-Pak MT-12 am Nachtsichtvisier (an der rohrartigen Form in der Nähe von optischem und mechanischem Visier zu erkennen) vergeblich nach dem Scheinwerfer.
Wie es der Name bereits sagt, nutzt man hier die Tatsache aus, daß bei noch so dunkler Nacht immer ein Restlicht mit Beleuchtungsstärken von einigen Tausendstel Lux vorhanden ist. Der verwendete Wellenlängenbereich beträgt 0,4 bis 0,9 µm. Das Restlicht wird dem menschlichen Auge wiederum elektronisch sichtbar gemacht, wobei man sich der Fotoelektronenvervielfachung bedient. Bei den Restlichtverstärkern unterscheiden die Fachleute drei verschiedene Generationen, die sich durch die technische Lösung des Problems voneinander unterscheiden, wie das Restlicht verstärkt wird. Geräte der ersten Generation weisen eine Staffelung von zwei bis drei Restlichtverstärkerröhren hintereinander auf. Bei denen der zweiten Generation wird nur noch eine Restlichtverstärkerröhre benötigt, bei der eine über 100000fache Lichtverstärkung möglich ist. Von den Experten wird die hier verwendete Mikrokanalplatte als entscheidender Durchbruch auf diesem Gebiet bezeichnet. Dort wird ein Nachtsichtbild in bis zu 2,5 Millionen Bildpunkte zerlegt, und in jedem einzelnen der Mikrokanäle erfolgt die Fotoelektronenvervielfachung. Als dritte Generation gelten Geräte mit gleichen Abmessungen aber verbesserten Leistungen, höherer Empfindlichkeit, besserem Kontrast und erweitertem Wellenlängenbereich.
Als wesentlichster Vorteil wird der Wegfall des Scheinwerfers angesehen, wodurch keine Aufklärung durch den Gegner möglich ist. Als nachteilig gilt, daß sich das Restlicht bei extremen Wetter- und Sichtbedingungen nicht mehr nutzen läßt. Die Reichweiten – abhängig vom Helligkeitsniveau und vom Zielkontrast – gehen kaum über 1500 m hinaus.
Zu den passiven Nachtsichtgeräten gehören ebenfalls Wärmebildanlagen. Deren Ausführungen der ersten Generation arbeiten im Bereich 3 bis 5 µm (auch als erstes Wärmebildfenster bezeichnet), und die der zweiten nutzen das zweite Wärmebildfenster (8 bis 13 µm) aus. Während Wärmebildanlagen des ersten Fensters nach Berichten der internationalen Fachpresse für Nachtsichtgeräte mit einer Reichweite oberhalb 1500 m verwendet werden, stehen die des zweiten Fensters als Lenkwaffensensoren im Dienst. Für Nachtsichtgeräte soll diese Technologie noch keine Serienreife erlangt haben. Ausgenutzt wird hier die Tatsache, daß jeder Körper (auch abgestellte Panzer, Flugzeuge, Fahrzeuge usw.) Wärme abstrahlt. Dadurch lassen sich – im Gegensatz zu Restlichtverstärkern – auch in extrem dunklen Nächten Entdeckungsreichweiten von einigen Kilometern erreichen. Ein weiterer Vorteil ist die Unabhängigkeit vom Scheinwerfer. Weil es sich aber wie beim Restlichtverstärker um ein optisches Verfahren handelt, beeinflussen die atmosphärischen Bedingungen die Reichweite. Als Nachteil gilt auch der hohe technische Aufwand. Denn für die Abtastung des Wärmebildes wird höchste Präzision verlangt, die Kühlung muß Temperaturen um –190 °C erreichen und spezielle wärmestrahlendurchlässige optische Komponenten werden verlangt, wodurch derartige Geräte sehr teuer werden.
Text: Oberstleutnant Wilfried Kopenhagen
Illustration: Heinz Rode







Mit 23 Leutnant

Gleich, ob Pionierzugführer, Chef einer Raketenbatterie, Jagdflieger oder Kommandant eines Schnellbootes – sie haben das Kommando, sie, die Berufsoffiziere der NVA.

Berufsoffizier der NVA –
das heißt, Soldaten zu politisch überzeugten Waffenträgern zu erziehen; das heißt, sie zu militärisch versierten Kämpfern auszubilden; das heißt, sie im Gefecht zum Sieg zu führen.

Berufsoffizier der NVA –
das wirst du nach vierjährigem Studium an einer Offiziershochschule.

Berufsoffizier der NVA –
das ist ein militärischer Hochschulberuf, ein Beruf für junge Männer, die etwas leisten wollen für den zuverlässigen militärischen Schutz des Sozialismus. Ein Beruf für dich!

Bewirb dich
für den Offiziersberuf!
Mit 23 bist du Leutnant, mit 23 besitzt du ein Diplom, mit 23 bist du Berufsoffizier der NVA.

Informiere dich beim Wehrkreiskommando, beim Beauftragten für Nachwuchssicherung an deiner Schule oder im Berufsberatungszentrum!



Soldaten-Weihnachtspost

Ich schreib meiner Freundin in Greifswald,
sie solle nicht weinen, ich käm bald.

Ich schreib meiner Freundin in Grimmen,
sie könne den Zeitpunkt bestimmen.

Ich schreib meiner Freundin in Zossen,
Ich hätt unsre Liebe begossen.

Ich schreib meiner Freundin in Plauen,
Ich hätt über die Stränge gehauen.

Ich schreib meiner Freundin in Seiffen,
sie solle sich mal was verkneifen.

Ich schreibe und schreibe und schreibe.
Ob ich es vielleicht übertreibe???

Zufrieden kann Beate St. auf das verflossene Jahr zurückblicken: Dank ihrer sanften Strenge kam ihr Verlobter immer grade noch pünktlich aus dem ihren in sein kuschliges blaukariertes Heia-Bettchen und damit um die unbeliebten Bestrafungen herum. Danke, Beate!



Beruhigende Erkenntnis eines Klubratsvorsitzenden:

Auch wenn man Rechtshänder ist, kann man durchaus alles mit links machen.



So müssen Stiefel geputzt sein, damit nicht nur der Nikolaus was 'reinsteckt, sondern damit auch der Zugführer sich freut. Nicht nur am 6. Dezember.

MM intim



MM ist befugt, den allerheißesten Weihnachtswunsch des Soldaten Ulf Heuracker im Bild zu zeigen: ein bißchen abgelagertes Holz zum Drechseln!

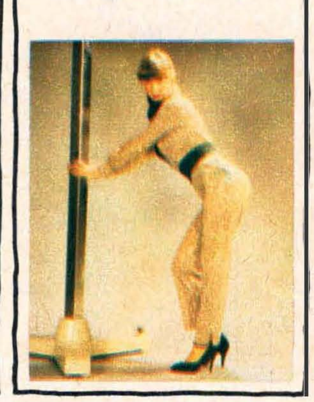
NEUE LYRIK BEI MM

Soldat Bernd Brettschneider

Mein Weihnachtsgedicht

Lieber guter Weihnachtsmann,
schau mich nicht so böse an,
stecke deine Rute ein,
ich will auch immer artig sein,
will im Ausgang nicht mehr schlucken,
nicht nach allen Maidlein gucken,
will mein Bett ganz dufte bauen,
uns die Norm nicht mehr versauen,
will die Vorgesetzten grüßen,
reinlich sein an meinen Füßen,
nicht mehr qualmen wie ein Schlot,
tricksen nur in höchster Not,
selbst beim Reinigen der Reviere
schmeiß ich mich auf alle Viere,
und mein Kochgeschirr soll blitzen,
immer will ich stille sitzen
beim Lehrfilm und auch anderswo,
nicht mehr lesen auf dem Klo,
sondern nur in guten Büchern,
nicht mehr über andre kichern,
die sich beim Kartoffelschälen
tapfer um die Runden quälen,
so ein Guter will ich sein,
und mehr fällt mir nicht mehr ein.

Sollten Sie sich für 1984 tatsächlich vorgenommen haben, mit dem Rauchen aufzuhören, statt zwei fortan drei Klimmzüge zu schaffen, öfter als bisher die Hand zum Gruß an die Uniformmütze zu führen und wenigstens mal einen Brief pro Ausbildungshalbjahr auch an die Omi zu schreiben – also dann sollten Sie sich Sylvias Leitspruch zu eigen machen: „Immer hübsch bei der Stange bleiben!"





MM-Urlaubstip für '84:

Aufregen erst ab Regen!

Die Liebe kommt unbemerkt, aber man spürt deutlich, wenn sie wieder fortgeht.

Aufpassen! Aufpassen!



Da könnt Ihr mal sehen, wie sexy lange Unterhosen wirken können. Man muß nur wissen, wie man sowas trägt.

Beim Einstudieren des alten Weihnachtsliedes „Ihr Kinderlein, kommet" hielt Militärmusikschüler M. Z. plötzlich inne und wurde sehr, sehr nachdenklich ...





MM-Tip des Monats

Es ist manchmal gar nicht so verkehrt, beim Ausgang eine Zahnbürste unters Koppel zu stecken.

MM-Mini-Märchen

Es war einmal ...

... ein Feldwebel, der bot einem Oberleutnant seinen Busplatz an.

... ein UvD, der pfiff nie vor 6 Uhr seine Kompanie aus den Betten.

... ein OvD, der konnte des Nachts sechs Stunden lang ruhen.

MM-Minnedienst-Vorschriften

Werde nicht müde, der Liebsten Gesicht und Haar zu preisen!

Sei im Versprechen nicht scheu; mit Versprechungen lockt man die Mädchen!

Hüte dich wohl, daß sie nicht klage, du küssest sie hart!

Bitte sie dreist um Erhörung; sie wünscht nur, daß du sie bittest!

Ist es dir ernstlich darum zu tun, dein Mädchen zu fesseln, mußt du völlig entzückt scheinen von ihrer Gestalt!

Verwende die Kraft mit Leib und Seel auf die Mädchen:
Dieses ist ein Kriegsdienst auch, dieses ist auch von Gewinn!

(Gefunden in „Die Liebeskunst" von Ovid)

Neues vom Wettbewerb

Mit dem Satz „Es geht seinen Gang" wird noch nichts in Bewegung gesetzt.

• • •

Wem unentwegt eingeheizt wird, den wird bald vieles kalt lassen.

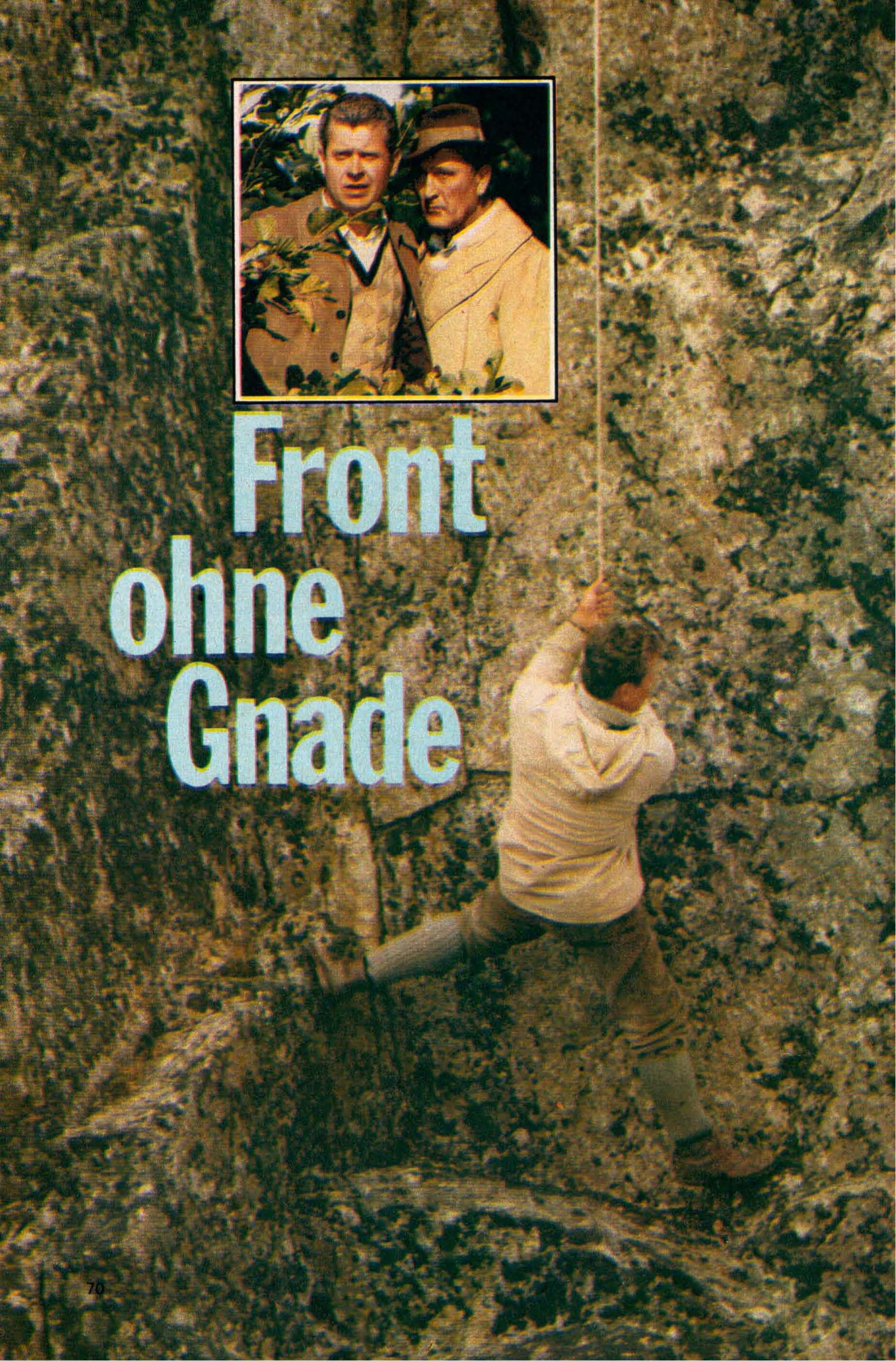


Einen besonders lieben Weihnachtsgruß schickt MM all jenen, die keinen Weihnachtsurlaub bekommen konnten. Laßt nur, Genossen, Ihr habt dafür Euren Gänsebraten mit Klößen noch vor Euch!

Übrigens ...

hat es mancher Sani schon auf ganz schöne Sp(r)itzenleistungen gebracht.

Frohes Fest und guten Rutsch wünschen KaMa und Co.



Front ohne Gnade



Eine neue Fernseh-Serie von Rudi Kurz

Es gibt Fernsehautoren bzw. -regisseure, deren Namen beim Zuschauer ganz bestimmte Erwartungen hervorrufen. So „garantiert" der Name Rudi Kurz gewissermaßen von vornherein einen abenteuerlich-spannenden und zugleich historisch authentischen Film. Erfahrungen, die Rudi Kurz zunächst sammelte in Kriminalfilmen wie „Die Spur führt in den 7. Himmel" und „Das grüne Ungeheuer", waren nicht nur brauchbar für die Kundschafterfilme der nach ihrem Helden benannten „Sander"-Serie. Sie ließen sich auch für ein völlig anderes Genre nutzen, nämlich für die weitgehend biographischen Filme über den Rennfahrer Manfred von Brauchitsch und über die antifaschistischen Helden Hans Beimler, Artur Becker, Ernst Schneller. Wohlbedacht wurde in allen diesen Filmen die Übereinstimmung von emotional wirksamem, spannendem Geschehen und politischem Engagement.
1980 wurde die 13teilige Fernsehserie „Archiv des Todes" gesendet. Eine zwar fiktive, jedoch durch zahlreiche authentische Details historisch wahre Geschichte über den aufopferungsvollen Weg einer Kundschaftergruppe in der Endphase des zweiten Weltkrieges. Die starke Resonanz, die diese Serie vor allem auch bei jungen Zuschauern fand, führte zu der Idee, einen neuen Stoff mit ähnlicher Thematik zu erarbeiten. Das Ergebnis liegt jetzt vor in der 13teiligen Fernsehserie „Front ohne Gnade".
Held ist der Kommunist Hermann Anders, Kundschafter der Sicherheitsabteilung der verbotenen, illegal arbeitenden und kämpfenden KPD. Geschildert werden zwei Jahrzehnte eines Lebens in den Kämpfen der Zeit: in Deutschland und in Spanien, an der Front im Kaukasus während des zweiten Weltkrieges; immer inmitten des Feindes, unerkannt, aber nie sicher vor Entdeckungen, oft eine verhaßte Uniform tragend – das Braun der SA, die Rangabzeichen eines Offiziers der faschistischen „Legion Condor", das Feldgrau der Hitlerarmee. Dann das Jahr 1945. Der Krieg ist beendet, der Kampf geht weiter. Mit der Atombombe, grauenvoll erprobt im tausendfachen Mord von Hiroshima und Nagasaki, glaubt Präsident Truman die Sowjetunion erpressen zu können. Der Wettlauf um das Uran beginnt, Bergleute aus dem Donbass und dem Karagandabecken und Kumpel aus Deutschland fördern im Erzgebirge jenes Element, das kostbarer ist als Gold. Ein Sicherheitsnetz wird geknüpft. Daß niemand unerkannt durch seine Maschen schlüpft, darüber wachen über und unter Tage erfahrene Genossen. Einer von ihnen ist wieder Hermann Anders.
Mehr über diese Serie und ihre Wirkungsabsichten erfahren wir vom Autor und Regisseur, Genossen Rudi Kurz.

Albert (Günter Naumann) leitet die kleine Widerstandsgruppe. Sein „Gefechtsstand" ist ein Kahn auf der Spree. Dort ist auch das Funkgerät versteckt.



Genosse Kurz, wir verfolgen das Leben Ihres Helden Hermann Anders und seiner Genossen und Gefährten an den verschiedensten Fronten des Kampfes über eine Zeitspanne von etwa zwei Jahrzehnten. Nach welchem ideologischen Prinzip wurden die Stationen dieses Weges ausgewählt?

Rudi Kurz:
Geschildert werden vier entscheidende Etappen: die Zeit unmittelbar nach der sogenannten Machtübernahme, in der die bereits illegal betriebene Remilitarisierung Deutschlands und die Vorbereitung eines neuen Krieges von ihrer geheimen in ihre öffentliche Phase tritt, u. a. durch die Besetzung des Rheinlandes und des Saargebietes. Die zweite Etappe ist die Zeit des Bürgerkrieges in Spanien. Dort erproben die Faschisten ihre neuen Waffen – wie Hermann Göring gesagt hat, „im scharfen Schuß". Nach dieser Generalprobe folgt in der dritten Etappe der zweite Weltkrieg. Alle Befürchtungen der Kommunisten haben sich als richtig erwiesen.
Wir befinden uns in den Folgen 8 bis 11 der Serie auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung. Der Faschismus hat nahezu ganz Europa besetzt, seine Armeen stehen vor Moskau und bei Stalingrad. Nur der Riegel des Kaukasus trennt die Faschisten von den Ölquellen Bakus, auf die sich ihr räuberisches Inter-



Schwierig und gefahrvoll ist der Weg zur Internationalen Brigade, den der Deutsche Hermann Anders (Jürgen Zartmann) und der Spanier Pablo Calvo (Gojko Mitić) zurücklegen müssen.



Butler Cyrus (Hans Teuscher, links) kennt das Ankleidezeremoniell des Obersturmbannführers (Alfred Struwe) genau: erst die Waffe, dann ein Kognak.

Front ohne Gnade

esse richtet. Hitler braucht sie, um seinen wahnwitzigen Plan von einem „Germanischen Reich", das vom Atlantik bis zum Bengalischen Meer reichen soll, verwirklichen zu können. Die letzten beiden Teile der Serie sind gekennzeichnet durch die historische Etappe der Brechung des Atombombenmonopols der USA. Nur dadurch wurde eine jahrzehntelange Epoche des Friedens in Europa möglich. Alle Etappen entsprechen somit den Höhepunkten der Serie, an denen sich jeweils die nächste Entwicklungsstufe ankündigt. An bestimmten Zeichen der imperialistischen Machtpolitik läßt sich – damals wie heute – ihre Absicht erkennen, mit dem Unterschied, daß das sozialistische Weltsystem heute ungleich stärker ist als vor 50 Jahren.

Eine kleine Gruppe von Genossen, die illegal leben, die kaum über Kommunikationsmöglichkeiten verfügen, ja nicht einmal über einen festen Wohnsitz, stehen einem mit allen technischen Mitteln ausgerüsteten, moralisch skrupellosen Gegner gegenüber. Was läßt diesen Kampf unter so ungleichen Kräfteverhältnissen sinnvoll erscheinen?

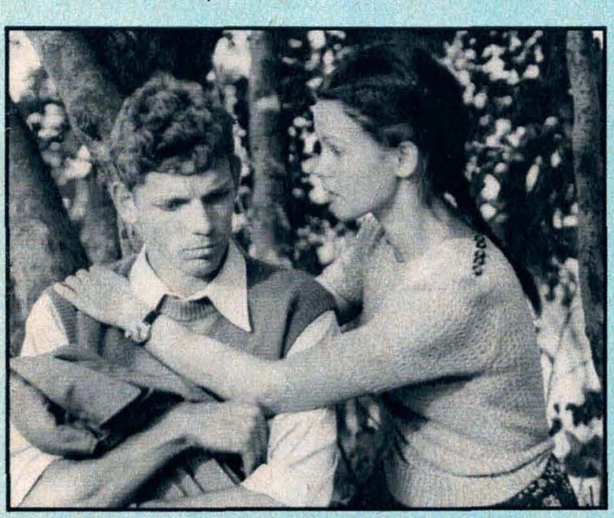
Rudi Kurz:
Es geht nicht darum, den Faschismus mit gleichen Mitteln und Methoden zu bekämpfen, sondern ihm wichtige Fakten zu entreißen, die für die jeweils nächste Etappe der Auseinandersetzung bekannt sein müssen, um den Gegner an den neuralgischen Stellen seiner propagandistischen, organisatorischen und materiellen Kriegsmaschinerie zu treffen. Erfolgreich kann der ungleiche Kampf nur dann sein, wenn der materiellen Überlegenheit des Feindes ein Ausgangspunkt und eine Zielstellung von noch größerer Dimension entgegensteht.

Diese größere Dimension und unschätzbare moralische Überlegenheit ist gegeben in der Idee des Marxismus-Leninismus, ist gegeben im Kampf um die Befreiung der Arbeiterklasse, im Kampf um den Frieden. In diesem Gedanken findet sich die Parallelität des historischen Stoffes zur Gegenwart, was sicher in Ihrer Absicht liegt.

Rudi Kurz:
Ich wollte nie einen historischen Film machen, sondern immer Filme, die uns bei der Bewältigung wichtiger Gegenwartsprobleme helfen sollten. Ich möchte mit meinen Filmen ein lebendiges Geschichtsbild vermitteln an Hand von Gestalten, die in die Gegenwart hineinwirken und die aktivierend für die Zukunft sind.

Weshalb gehen Sie in die Vergangenheit, um Gegenwartsgedanken zu provozieren?

Rudi Kurz:
Ich gehöre der Generation an, die Faschismus und Krieg noch am eigenen Leibe miterlebte. Wenn meine Generation diese Erfahrungen nicht mehr weitergibt, sind die Nachgeborenen angewiesen auf Informationen aus zweiter und dritter Hand. Da mir das Wissen um viele Details aus



Die Liebe zu Heiner läßt Anni zur Verbündeten werden in einem Kampf, dessen Härte und Kompliziertheit sie zunächst gar nicht überschaut. (Petra Blossey und Jörg Kleinau)



Die Spanierin Flores hat allen Grund, einen Offizier der „Legion Condor" zu hassen. Deutsche haben ihre Eltern ermordet (Marijam Agischewa und Gerd Blahuschek).

dieser Zeit noch original zur Verfügung steht, fühle ich mich für diese Thematik verantwortlich. Auch ist für mich Gegenwart die Summe dessen, was war, was ist und was wir für die Zukunft wollen. Es ist ein komplexer Prozeß, und um diesen Prozeß geht es mir.

Wie weit geht im Rahmen der allgemeinen historischen Wahrheit die Detailtreue?

Rudi Kurz:
So weit, daß man sagen kann, alles hat stattgefunden, wenn auch nicht ganz so, wie wir es zeigen. Alle geschilderten Ereignisse entsprechen tatsächlichen Vorgängen und sind Teil unserer Recherchen. Aber die Zusammenhänge wurden nach den Bedürfnissen der fiktiven Fabel hergestellt. Beispiel: Die Naziführer Heydrich und Schellenberg wurden tatsächlich bei ihren Morgenritten im Tiergarten auf abenteuerliche Weise von Genossen belauscht. Für die Szene, in der die abgeschossenen Flieger der „Legion Condor", Oberleutnant Otto Winterer vom Immelmann-Geschwader und Unteroffizier Günther Löhning vom Luftgeschwader Boelcke, an der Front bei Teruel über Lautsprecher zu ihren Leuten sprechen, wurde wörtlich der sogenannte „Winterer-Bericht" übernommen. Blutiger Wahrheit entspricht das Schicksal des sowjetischen Piloten, der aus seiner brennenden Maschine sprang und in die Hände der Moros, der berüchtigten Killertruppe Francos, geriet. Seine zerstückelte Leiche wurde tatsächlich in einer Kiste über den Linien der Interbrigaden abgeworfen.
In die Gestaltung der Figuren der Widerstandsgruppe flossen Charakterzüge und Erlebnisbereiche heute noch lebender Genossen ein.

Mit Renate Blume-Reed, Jürgen Zartmann, Gojko Mitić, Gerd Blahuschek kommen die gleichen Schauspieler zum Einsatz wie in „Archiv des Todes". Ist das Treue des Regisseurs zum Ensemble?

Rudi Kurz:
Das auch, vor allem aber habe ich bewußt die Figuren beider Filme nicht nur mit den gleichen Schauspielern besetzt, sondern auch gleiche Rollenbilder gewählt. Das gilt übrigens auch für die negativen Gestalten. Da gibt es beispielsweise wieder die Figurenzusammenstellung Alfred Struwe und Klaus-Peter Thiele für den Naziführer und seinen ‚jungen Mann'. Die Figuren sollen von vornherein erkennbar sein und Assoziationen beim Zuschauer hervorrufen.

Das Gespräch führte Ilse Jung

Hermann Anders ist im Schacht spurlos verschwunden. Zwei Frauen suchen ihn: Lydia, die Deutsche (Renate Blume-Reed, links), und Sonja aus der Sowjetunion (Swetlana Skorodochowa).



„Drauf auf diese Asiaten! Zeiget, was der Deutsche kann", ruft der „alte Kutschke", ein Veteran von 1870/71, „seinen Kameraden in China" zu. Um große Käuferscharen zu ködern, „weiteste Kreise um so sicherer zu fesseln", soll der Band durch „unterhaltsame Erzählungen" abgeschlossen werden. Kürschner wendet sich an den damals berühmtesten populären Erzähler, an Karl May (1842–1912). Von ihm erhofft er einen spannenden Roman über Flußpiraten oder Tempelräuber. Der Vater von Winnetou, Old Shatterhand und anderen prächtigen Gestalten sagt zu – und vollbringt dann den genialsten Streich seines abenteuerlichen Lebens:
Er übersendet das Manuskript in Raten, und die Erzählung wird in einzelnen Lieferungen herausgegeben. Das Gesicht des Joseph Kürschner muß von Mal zu Mal länger geworden sein, denn als etwa zwei Drittel vorliegen, äußert er sich mit einem „Schrei des Schreckens" und verlangt von May eine Abänderung des weiteren Handlungsverlaufes. Der Autor lehnt das ab, worauf seine Erzählung mit einem behelfsmäßigen Schluß vorzeitig abgebrochen wird. Als die vorliegenden Teile dann in der gebundenen Ausgabe erscheinen, fühlt sich Kürschner gegenüber den militanten Lesern noch zur besonderen Entschuldigung verpflichtet. „Karl Mays Reiseerzählung, die erst während des Erscheinens der einzelnen Lieferungen vollendet wurde", schreibt er in einem Vorspann, „hat einen etwas anderen Inhalt und Hintergrund erhalten, als ich geplant und erwartet hatte."
1904 erscheint der vollständige Roman unter dem bezeichnenden Titel „Und Friede auf Erden" als Buch, in dem Karl May auch die Umstände des Skandals schildert: „Ich hatte etwas geradezu Haarsträubendes geleistet: Während Europa unter dem Donner der begeisterten: Hipp, hipp, hurra! und Vivats erzitterte, hatte ich mein armes, dünnes Stimmchen erhoben und voller Angst gebettelt: ‚Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein!' ... Ich hatte mich und das ganze Buch bloßgestellt, und mir wurde bedeutet, einzulenken. Ich tat dies aber nicht, sondern schloß ab! Mit dieser Art von Gong habe ich nichts zu tun."

Karl Mays trojanisches Pferd

In gekonnter Manier hatte Karl May im Kürschner-Machwerk ein trojanisches Pferd untergebracht; dem imperialistischen Gong von Völkerhaß und Rassenhetze setzt er das Glockengeläut einer „warmherzigen Vertretung des Friedensgedankens" entgegen, dem kaiserlichen Geschwafel von „heiliger Zivilisation" und Christentum, die es gegen die „heidnische Kultur" der Chinesen zu verteidigen gelte, stellt er die Prinzipien religiöser Duldsamkeit gegenüber.
Seine in der Ich-Form angelegte Reise-Erzählung führt von Kairo nach China. Menschen verschiedener Nationen, Religionen und Rassen begegnen einander und versammeln sich zu einer Tagung der „Shen" – eines visionären „Weltbundes der Menschlichkeit", dessen Mitglieder sich das Ziel gesetzt haben, den Frieden als höchstes Gut der Menschheit zu bewahren. „Ich liebe Ihre Nation", läßt May den Deutschen zum Chinesen sagen, „ich liebe sie nicht weniger als jede andere Rasse." „Was haben wir den anderen Völkern zuleide getan?" fragt der Chinese und findet dann bittere Worte gegen die Eindringlinge in seinem Land: „Trachten wir nach den Schätzen ihrer Bergwerke, nach den Früchten ihrer Felder, nach den Erträgnissen ihrer Industrie? Nein! ... Sie legen mit ihren Kanonen unsere Türme, Mauern und Häuser in Trümmer ... Sie muten uns die sträfliche Befangenheit zu, ihrer Versicherung zu glauben, daß sie es mit der Erfindung ihrer ‚Interessensphären' und ‚offenen Tür' nur auf unser Heil abgesehen haben ..." Solche Worte bezeugen bemerkenswerte Einsichten zu den Ursachen der Raubexpedition.
Am Weihnachtstag des Jahres 1904 hängen in den Dresdner Buchläden große Plakate mit der Überschrift „Die Vorstrafen Karl Mays". Der Initiator der sich steigernden Rufmordkampagne heißt Rudolf Lebius (1868–1946), ein einflußreicher Vertreter der vom Monopolkapital gesteuerten gelben Gewerkschaften, Mitglied der „Deutschen Kolonialgesellschaft" und Herausgeber rassistischer, antisemitischer Schmähschriften. Weil ihm ein Darlehen verweigert wurde, hat er einige längst vergessene und gesühnte Delikte aus Mays Jugendzeit ausgeforscht. In der reaktionären Presse werden die neuen Sensationen begierig breitgetreten und zum Teil maßlos übertrieben. Nach einem Strafantrag von May kommt es zu einer Reihe von Prozessen, die sich über Jahre hinziehen und die Gesundheit des Schriftstellers untergraben. In den Mühlen des kaiserlichen Justizapparates wird er erbarmungslos aufgerieben. Daß sich manches aus seinen früheren Werken umfälschen und somit nationalistisch mißbrauchen läßt, interessiert dabei nicht mehr: Pardon wird nicht gegeben! Und dennoch vollbringt May in jener für ihn schweren Zeit noch beachtliche Leistungen. So führt er in einem 2bändigen Roman 1907/08 seine Gedanken zum Weltfrieden weiter: Dem passiven Pazifismus steht er skeptisch gegenüber; die Friedensbewegung werde nur dann Erfolg haben, wenn sie nicht minder aktiv handele wie jene Kreise, die zum Kriege treiben.
Am 30. März 1912 erliegt May der Verfolgungsjagd seiner Feinde. Freunde des Justizopfers bemühen sich nach dessen Tode um Richtigstellung falscher Anschuldigungen. Als Karl Liebknecht eine solche Korrekturschrift übermittelt bekommt, vermerkt er am 28. 12. 1918 in einem Brief an die Berliner Zeitschrift „Natur und Gesellschaft": „Mich freut dies besonders, weil ich ja die Karl-May-Bücher seit Jahren schätze und immer wieder gern lese."
Illustrationen: Archiv Dr. Heermann



Ein neuer Anfang?

CLAUS AN SEINE BRIGADE:

Hallo, Ihr Steinbeißer, wie gehts, wie stehts? Dank der Betriebszeitung, die Ihr mir regelmäßig zukommen laßt, fühle ich mit Euch. War ja 'n dicker Hund, Euren Bereich noch kurz vor Plansilvester mit solchen Pfeifen zusammenzuschmeißen, wie es die vom Bereich fünf sind. Habt Ihr die Schulden von denen mit übernommen – oder wie?

Ansonsten hört es sich logisch an, warum Ihr jetzt zusammen ackert. Hat sich ja allerhand getan beim Bau, seit ich weg bin. Runter von der grünen Wiese und rein in die Stadt. Modernisierung. Lückenbau. Das leuchtet sogar 'nem Blinden ein, daß dies ökonomischer ist. Straßen sind da, Anschlüsse für dies und das ebenfalls. Da könnt Ihr Jungs gleich loslegen. Diesbezüglich habe ich keine Fragen.

Klar ist mir auch, daß Ihr in der Stadt nicht so auslegen könnt wie wir damals auf der Heide. Ist ganz schön eng in der Stadt, nicht wahr? Und habt Ihr auch schon in bewohnten Wohnungen zu tun gehabt? Mann, irre muß das sein, wenn dir da 'ne Mutter ständig mit dem Scheuerlappen auf den Fersen ist oder es brabbelt dir andauernd jemand in die Sache rein. Aber vielleicht habt Ihr brigademäßig einen Nachhilfelehrgang in Psychologie. Und einen in Ausdruck. Denn so, wie wir uns damals manchmal angepflaumt haben, könnt Ihr den Mietern ja wohl nicht kommen.

Und sagt mal, Ihr Lieben, wie verkraftet Ihr denn nun moralisch die Zusammenlegung mit den armen Verwandten vom Bereich fünf? Die haben es doch in der Planerfüllung noch nie zu was gebracht. Habt Ihr die Kumpels mit offenen Armen empfangen? Oder arbeitet Ihr abrechnungsmäßig mehr nach dem Motto: Was deins ist, ist auch meins, und was meins ist, geht dich gar nichts an? Ich frage deshalb: Auch bei uns im Regiment gibt es selbstverständlich sone und solche. Meine Gruppe liegt im Wettbewerb inzwischen ganz schön gut. Dafür haben wir aber auch tüchtig geknüppelt. Von nichts kommt nichts. Wenn ich mir nun vorstellen würde, unser Regimentskommandeur oder der Kompaniechef entscheidet eines schönen Tages und sagt, so und so und weil ihr was zeigt, übernehmt ihr jetzt die Rücklichter der Kompanie mit in eure Gruppe – na, ich weiß nicht, wie ich aussehen würde. Denn eigentlich erwartet man ja für 'ne reife Leistung irgendwie eine Anerkennung. Mit Luschen den Erfolg zu teilen, ist doch aber 'ne Strafe. Hab' ich recht oder nicht? Oder macht Ihr das so mehr mit Bewußtsein? Schreibt mal wieder. Oder habt Ihr dafür jetzt keine Zeit?

P.S. Nett von Euch, daß Ihr Euch auch mal um Claudia kümmert. Seit sie den Jugendklub um sich rum hat, bin ich wohl leider ziemlich abgemeldet. Dafür trefft Ihr Claudia ja nun öfter, wo sie so im öffentlichen Leben steht. Sagt mal, ist in ihrem ulkigen Verein denn wirklich was los? Na, dann Tschüß, Euer Claus.



CLAUDIA AN DEN KOMPANIE-CHEF:

Sehr geehrter Genosse Hauptmann!

Sicherlich verwundert es Sie, daß die Freundin eines Unteroffiziers an Sie schreibt. Aber die Angelegenheit ist wichtig und Sie könnten uns sehr helfen. Bei uns im Jugendklub drehen sich viele Gespräche um die Armee. Die Jungen, die noch eingezogen werden, möchten brennend gern wissen, was da im einzelnen auf sie zukommt. Worauf sie sich einzustellen haben, wie der Alltag des Soldaten verläuft. Vor allem aber auch die Mädchen haben tausend Fragen. Ich persönlich habe manchmal den Eindruck, sie zerbrechen sich darüber fast noch mehr den Kopf. Eine von uns hat sogar mit einem Jungen Schluß gemacht, weil der noch nicht bei der Fahne

war, und sie behauptet, das hält dann doch nicht, deshalb lieber ein rasches Ende, ehe die Trennung erst richtig weh tut.

Bei uns im Jugendklub versucht eine der anderen das bißchen Erfahrung weiterzugeben, das sie selbst gesammelt hat. Und manchmal kommt dabei auch großer Unsinn heraus, vor allem, wenn die eigenen Erlebnisse enttäuschend waren. Das wird dann gleich auf „die Armee" geschoben. Ich selber bin im Augenblick auch kein idealer Gesprächspartner für die anderen im Klub. Denn ich habe den Eindruck, für meinen Freund zählt überhaupt nur noch der Dienst und alles andere ist Kinderei.

Lieber Genosse Hauptmann, weil das alles so verzwickt ist und weil ich finde, Antworten sollte der Fachmann geben, möchte ich Ihnen einen Vorschlag unterbreiten. Ich bitte Sie, daß mein Freund Claus von Ihnen den Auftrag erhält, uns im Jugendklub einmal ausführlich Auskunft zu geben. Ich schicke Ihnen auch einen Veranstaltungsplan mit, damit Sie sich von uns ein Bild machen können und nicht denken, wir haben immer bloß Disko im Kopf.

Mit freundlichen Grüßen,
Claudia.

CLAUS:

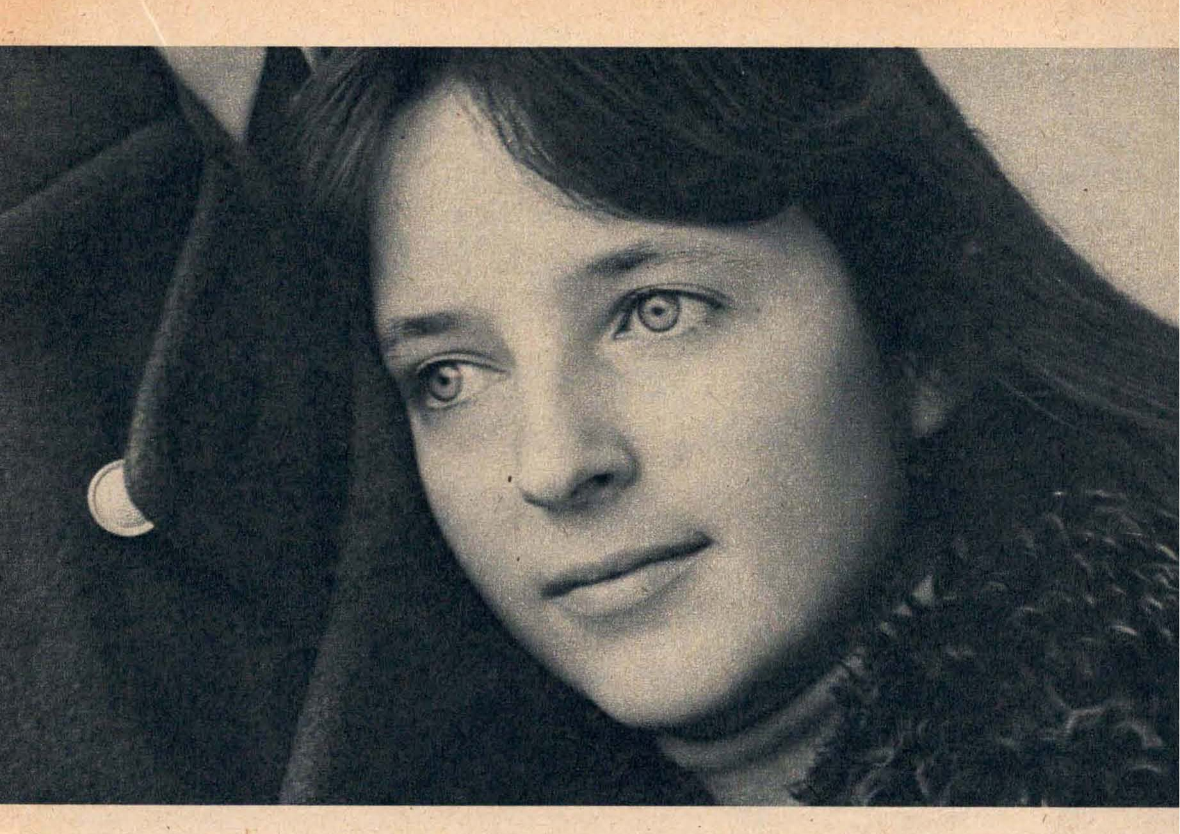
Ich hätte es wissen müssen. Wer mit so einem verrückten Ding wie Claudia geht, muß einfach wissen, daß der Hammer nicht irgendwo hängt, sondern immer in ihrer Nähe.

Als der Hauptmann mich zu sich rief, war ich Rindvieh ahnungslos. Natürlich ging ich erstmal blitzschnell meine Sünden durch. Irgend etwas hat der Mensch ja immer am Stecken. War aber nicht viel. Also machte ich auf optimistisch. Bitte eintreten zu dürfen und so. Und dann fiel der Hammer. Marschbefehl. Richtung Heimat. Dann und dann in der FDJ-Leitung auf der Baustelle melden. Mann!

Und wer lümmelt sich da frech aufm Hocker, daß ihr bald die Knöppe von der FDJ-Bluse fliegen? Claudia. Na, das hätte ich wissen müssen. Nein, sagt sie, solche Freude, schön, daß du da bist. Meinerseits, sag ich. Und dann sagt der FDJ-Natschalnik auch noch: Fein, daß du kommst. Und hoffentlich hast du gut gefrühstückt. Kurz und knapp: Ehe ich noch Luft holen konnte, saß ich schon in so 'ner klapprigen Kiste von Auto. Irgendein Stiesel vom Jugendklub hatte die Diskoanlage an die Berufsschule verpumpt, ohne sich weiter darum zu kümmern, wie das Gerät dann wieder in den Klub zurück kommt. Das hatte nun Claudia auch noch am Hals. Wenn ihr immer so halbe Sachen macht, kann's ja nichts werden, sagte ich lässig zu Claudia. Und sie schnappte prompt ein. Als ich dann aber die Verstärkerboxen in das Auto asten mußte, sah ich ein, daß Jugendarbeit ganz schön schwer ist. Siehste, meinte das liebe Kind. Und als wir dann endlich im Klub ankamen und da stand schon die Meute vor der Tür und jubelte und tat, als ob ich Claus der Größte wäre – da war ich versöhnt.

Und was dann kam, war wirklich sagenhaft. Dabei war ich auf das Schlimmste gefaßt, als Claudia die Gesprächsrunde eröffnete. Im stillen dachte ich mir: Na, auch gut, machste 'ne Märchenstunde für die Kleinen. Doch Claudia sagte schlicht: Ring frei. Und ehrlich, manchmal mußte ich mich ganz schön schlagen. Mit Worten, versteht sich. Die da saßen und mir Fragen stellten, erwiesen sich als ernst zu nehmende Partner. Phrasen ließen die nicht gelten. Wie ich da so anhub zu erzählen, daß man als Soldat ein ganzer Kerl sein muß und mutig dazu und nicht wie'n schlaffer Sack an der Wand rumhängen kann, sagte eines der Mädchen glatt, das ist in ihrem Kollektiv auch nicht anders und sie arbeitet in der Konstruktion, da darf man ebenfalls nicht müde sein. Dann schoß sie ihre Frage ab: Auch bei den Mot.-Schützen, meinte sie, ist doch jeder Soldat ein Spezialist. Die Spezialisierung nehme ja allgemein zu. Und wie man erziehungsmäßig darauf Einfluß nehmen muß, daß unter dem Spezialistentum das kollektive Verhalten nicht leidet.

Mein lieber Schwan, das war fast wie im Härtetest. Schon wollte ich mich lax aus der Affäre ziehen, ganz charmant: Na, na, so'n hübsches Köpfchen und so schwere Gedanken. Zum Glück aber kam ich nicht dazu. Denn das Mädchen sprach inzwischen weiter, und es stellte sich dabei heraus, daß ihr Bereich zu den „armen Verwandten" gehörte. Die Kleine meinte: Jetzt käme alles darauf an, daß die Spezialisten der beiden Bereiche an einem Strang ziehen. Nach vorn. Stattdessen halten wir uns damit auf, uns gegenseitig etwas anzukreiden. Gönnerhaftigkeit. Versagertum. Je nachdem, wo man steht.



Wenn das so weitergeht, dreh ich mal auf.

Das Mädchen imponierte mir. Auf einen Nenner gebracht, hieß ihre Aussage: Spezialisten ohne kollektive Haltung sind Fachidioten. Mal kraß gesprochen.

Verantwortung in unserer Zeit, meinte später einer der Jungen, sei nicht irgendetwas Ominöses und schon gar nichts Salbungsvolles, liebe deinen Nächsten und so. Heute geht es um die Verantwortung für das Überleben der Menschheit. Wer das richtig durchholt, steckt seine kleinen, egoistischen Ziele leichter zurück. Er fand es goldrichtig, daß das Mädchen mal aufdrehen wollte. Das nannte er mutig. Dann fragte er mich nach meinen Erfahrungen bei der Armee ...

Ich muß schon sagen, was mir da im Klub passierte, war alles andere als ein Frage-Antwort-Spiel, das war echter Meinungsaustausch. Mächtig ehrlich und kritisch. Getanzt wurde auch. Und Claudia zitierte Wilhelm Pieck: „Nur ein Kämpfer, der innerlich froh ist, der singt und sich seines Lebens freut, wird in ernster Stunde seine ganze Kraft zur Verteidigung dieses frohen, glücklichen Lebens einsetzen." Die Worte schrieb ich mir dann später noch auf. Da dämmerte bereits der Morgen. Eine kleine Truppe Unentwegter war nach Klubschluß noch mit uns zu Claudia gezogen. Diesmal aber störte mich dieses Publikum gar nicht. Wir hatten uns eben alle etwas zu sagen. Trotzdem war ich ganz froh, als sich die Leutchen endlich zurückzogen und Claudia hinter ihnen die Tür schloß und mir zuflüsterte: „Glaubs oder nicht, ich bin stolz auf dich!"

In dieser Nacht waren wir wie frisch verliebt.

„Kämpfer", sagte Claudia, „in mir singt was. Paß bloß auf, daß es diesmal so bleibt." Mir wurde feierlich zumute. Nach der langen Kälte, die zwischen uns herrschte, hatte ich plötzlich das Gefühl, wir hätten einen neuen Anfang gemacht. Aber Claudia lehnte das ab. Sie sprach von einer höheren Stufe. „Und die ist", definierte Claudia, „wenn man sich nicht nur mit dem Bauch liebt, obwohl auch das schon sehr schön ist. Ich aber brauch dich mit Bauch *und* Verstand."

Text: Christine Zenner
Bild: Manfred Uhlenhut

In der nächsten Folge: Noch zu früh für ein Kind?

Vor fünf Jahren, um die Jahreswende 1978/79, lag der Norden unserer Republik unter hohen Schneemassen, tobten eisige Stürme. Alles war aufgeboten, diesem plötzlichen und gewaltigen Natureinbruch Paroli zu bieten. Unser Leser Fregattenkapitän Waldemar Wenzel schrieb der AR seine damaligen Erlebnisse auf Rügen. Er nannte sie

Eine kleine Inselgeschichte

Eigentlich sind die Soldaten und Matrosen schon lange gute Freunde der Inselbewohner. Die Freundschaft läßt Menschen in der Stunde der Gefahr immer wieder zusammenrücken. So auch damals, im Dezember 1978. Bei der dramatischen Winterschlacht gab es kaum Reporter und schon gar keine Kameraleute des Fernsehens. Man sah nur Menschen, die sich mit den Naturgewalten, mit Schnee und Eis auseinandersetzten: Rügener als Mitglieder der Zivilverteidigung, als sowjetische Staatsbürger oder als Angehörige unserer bewaffneten Organe. Tage später konnte erst beschrieben oder gefilmt werden, was bereits Geschichte war.

Ein einfacher Versorgungsauftrag?

Wir wunderten uns damals, daß Rundfunk und Fernsehen 30 Zentimeter Neuschnee in Berlin meldeten, als wir auf Rügen schon in tiefem Schnee von stellenweise drei Metern steckten. Wir, das waren einige Armeeangehörige, die meinten, einen einfachen Versorgungsauftrag zu erfüllen.

Mit zwei Tatra 813 sollten wir aus dem nur 60 Kilometer entfernten Bergen die für die Bevölkerung unseres Garnisonsortes notwendigen Lebensmittel holen. Weil der Kraftverkehr seine Busfahrten schon hatte einstellen müssen, sahen wir außerdem eine Möglichkeit, unsere Seeleute zum Bahnhof zu befördern, damit sie ihren wohlverdienten Urlaub antreten konnten. Diese Matrosen waren optimistisch und gut gelaunt, aber keiner von ihnen sollte seinen Urlaubsort erreichen.

Wir waren vom Alter her schon eine recht gemischte Gruppe: Junge Matrosen, dazu ältere Unteroffiziere und Offiziere, die bald ein echtes Kampfkollektiv wurden. Ich erinnere mich an die Kraftfahrer der großen Tatrazüge. Der eine, Genosse Fiebig, ein hübscher Obermaat, der Tage später fast der Liebling im Lehrlingswohnheim der Milchviehanlage Sagard wurde. Der andere, Obermatrose Leise, ein breitschultriger, großer, junger Mensch, der als ausgebildeter Kfz-Schlosser ein wahrer Meister seines Faches war. Mit zur Seite standen Kapitänleutnant Fischer, ein ruhiger, gewissenhafter Offizier, und Stabsobermeister Steiner, die sich bei vielen Versorgungsaufgaben und besonders beim Einsatz für die Bevölkerung bewährt hatten. Auch Obermaat Baumbach und zwei junge Matrosen, die eigentlich Urlaub hatten, traten die Fahrt mit uns an. Der Obermaat blieb später bei der Gruppe, während die beiden Matrosen – nach kurzer Fahrt per Bahn – sich an anderen Orten mit den Ereignissen des Winters



neu konfrontiert sahen. Unserer kleinen Gruppe wurden zur Unterstützung der Abschnittsbevollmächtigte, Oberleutnant der VP Bernd, sowie ein Kollege der Kaufhalle Dranske zugeteilt.

Nachdem wir mit Winterausrüstung versorgt waren, konnte die Fahrt am 29. 12. 78 bei leichtem Schneetreiben beginnen. Sie endete – das sei vorweggenommen – trotz der Stecke von nur 60 Kilometern erst am 3. 1. 1979. Oft hatten wir diese Entfernung im Sommer in nur 40 Minuten zurückgelegt. Doch diesmal sollte es ganz anders werden. Nach ungefähr 25 Kilometern durchfuhren wir eine scharfe Rechtskurve und mußten plötzlich halten: eine Schneebarriere, zwei bis drei Meter hoch, versperrte uns den Weg. Während der kurzen Fahrt hatten wir schon über 30 Bürger im Schneetreiben aufgesammelt. Naß, teilweise gefroren ihre Kleidung. Diese Menschen konnten wir zur Befreiung des Führungs-Tatras nicht einsetzen. Vor uns steckte schon ein Kfz einer sowjetischen Einheit fest. Vereint gingen wir dazu über, die Maschinen mittels Winden zu bergen. Das Schneetreiben hatte sich verstärkt, naß und kalt





schlug der Schnee uns ins Gesicht. Die Arbeit war äußerst kompliziert, die kleinen Bäume am Straßenrand hielten dem Zug unseres Kfz-Spills kaum stand. Endlich – nach 60 Minuten – hatten wir die Fahrzeuge geborgen und standen in entgegengesetzter Richtung marschbereit. Diese Schneemauer war nicht zu brechen, und so schien unsere Lage aussichtslos. Inzwischen hatten sich zwei Leute aus den benachbarten Häusern eingefunden, die ihre Hilfe anboten. Diese eigentlich wortkargen Männer entschuldigten sich fast, weil sie uns nicht vorher hatten warnen können. Sie führten unseren Konvoi über das freie Feld, so daß die gesperrte Straße bald hinter uns lag. Dann ging es weiter und wieder auf der F 96 in Richtung Bergen. Die Anhalter auf unseren Ladeflächen hatten sich ein wenig erholt und wurden am Bahnhof Sagard auf Wunsch abgesetzt.

Endlich in der Kreisstadt

Gegen siebzehn Uhr erreichten wir unser Ziel, ohne daß einer ahnte, wie „dicke" es noch kommen sollte. Freundschaftlich empfingen uns die Werktätigen im VEB Brot- und Backwaren wie im VEB Milchwirtschaft. Natürlich ging die Hälfte von uns sofort an die Verladearbeiten, während die übrigen sich wärmen und, was wichtig war, die Kleider trocknen konnten. Bei unserer Aufgabe unterstützten uns die Genossen der SED-Kreisleitung. Wir wurden über die Probleme im Straßenverkehr ständig informiert, wußten auch, daß alle Züge auf Rügen im Schnee feststeckten.

Nacht war es schon, als sich unsere schwere Technik, beladen mit vielen tausend Broten und Milch, über die F 96 wälzte. Doch was war das? Ungefähr auf der Höhe der Gabelung der Umgehungsstraße Sagard–Saßnitz stand ein Trabant, der vom Besitzer mitten auf der Straße abgestellt worden war. Später trafen wir noch manchen unvernünftigen PKW-Besitzer, der uns, wie den Einsatz- und Räumkräften, durch egoistisches Verhalten die Arbeit schwer machte. Wie oft mußten da Kraftfahrzeuge mühsam aus dem Schnee geborgen werden, um den Verkehr für die Versorgung und den unbedingt notwendigen Krankentransport freizuhalten! Durch diesen „Trabi" wurde unsere Kolonne zum Stoppen gezwungen. Beim Ausweichen gerieten wir auf der alten Straße nach Sagard in unvorstellbare Schneemassen. Es gab kein Vor und kein Zurück. An dieser Stelle sollten wir vier Tage und Nächte verbringen.



hoch, daß wir vom Dach des Fahrerhauses auf die Schneebarrieren treten konnten. Zwei Genossen blieben, mit Decken versorgt, im Eispanzer zurück, um unsere Technik zu sichern. Den Broten und der Milch in Kannen konnte nichts passieren, sie waren vollständig eingefroren und bestens konserviert. Bei völliger Finsternis häufig in Schneelöcher fallend, traten wir, indem wir eine Kette bildeten, den Fußmarsch zum Ort an. Zweimal wurde unser ABV bei diesem Nachtmarsch zum Lebensretter, indem er einen im Schnee verschwundenen Genossen barg.

Nachdem wir ungefähr sechzig Minuten marschiert waren, erreichten wir den Ort, der eigentlich nur 300 Meter entfernt lag. Die Ortskatastrophenkommission hatte die Gaststätte „Jasmunder Hof" als Aufnahmepunkt öffnen lassen. Wieviel Menschen dieses kleinen Ortes waren Tag und Nacht im Einsatz, um Menschen in der Stunde der Gefahr zu helfen? Wieviele Fahrzeuge mußten geborgen werden, wieviele Menschen versorgt und betreut werden?

In den Sagarder Ställen fehlte es an Futter, der Stromausfall brachte neue Schwierigkeiten. Frauen mußten zur Entbindung ins Krankenhaus, und kranken Menschen mußte Hilfe gewährt werden. Eine Überfülle an Fra-

Eingeschneit

Nachdem wir mit eigenen Mitteln keine Chancen mehr hatten, und die abgestellten Motoren schnell mit einem Eismantel umgeben waren, schien alles zu Ende zu sein. Nach kaum drei Stunden konnten wir nur noch durch die Dachluken der Tatrazüge aussteigen. Der Schnee war in dieser kurzen Zeit bereits so

gen, Aufgaben und Problemen also. Und doch verzweifelte keiner, wurden sie gelöst.

Unsere das zweitemal vollkommen durchnäßte Bekleidung sah schlimm aus. Aber noch schlimmer schauten wir selbst aus: Eiskrusten im Gesicht, die Augenbrauen mußten abgetaut werden, wir waren alle erschöpft. In solch einer Situation zahlte sich natürlich die Disziplin, die Soldatenkameradschaft und das Bewußtsein, für eine gute Sache im Einsatz zu sein, aus. Die Herzlichkeit der Menschen untereinander, ihre Hilfsbereitschaft zu ihren Soldaten, empfanden wir als großes Glück. Sie halfen unsere Bekleidung zu trocknen. Sicher sahen wir alle komisch aus – allen voran unser etwas korpulenter Obermaat Baumbach in langer Unterwäsche mit je einer Tischdecke oben und unten „bekleidet". Gerade er hatte als Brillenträger bei dieser Winterschlacht seine besonderen Probleme.

Lokalbesuch einmal anders

In dem Lokal mußten wir über die Geduld und über die mütterliche Sorge der Gaststättenleiterin staunen. Die durch die nasse Kleidung verursachten Pfützen auf dem Fußboden wurden immer wieder aufgewischt, die Öfen ständig geheizt und alles Erdenkliche durch das Gaststättenpersonal getan. Die in den Fahrzeugen zurückgelassenen Genossen mußten mit trockenen Decken, Tee und Proviant versorgt werden. Weil alle Genossen bis dahin gleichen Strapazen ausgesetzt waren, wurden zwei Unteroffiziere zum Einsatz befohlen. Später bemerkte ich, daß der Obermaat als Brillenträger dabei war. Sofort faßten der ABV und ich den Entschluß, den Unteroffizieren zu folgen. Wir lösten die Aufgabe gemeinsam. Uneigennützig begleitete uns der Sohn der Gaststättenleiterin.

Natürlich standen wir telefonisch mit unserer Dienststelle in Verbindung, und wir spürten auch den festen Willen unserer Vorgesetzten, uns zu helfen. So wurden zum Beispiel unsere Familien während unserer Abwesenheit ständig informiert und betreut.

Ungefähr 96 Stunden kämpften wir trotz Schneetreibens und unterließen nichts, um die Tatrazüge zu befreien. Panzer sollten uns helfen, und sie kamen auch; doch die Ketten konnten keinen Halt finden.

Am 31. Dezember durften wir in das Lehrlingswohnheim der Milchviehanlage Sagard umziehen. Ein freundlicher Heimleiter mit seiner Frau und viele junge Mädchen empfingen uns. Liebevoll wurde unsere kleine Gruppe umsorgt, dankbar nahmen wir die Einladung zur Silvesterfeier mit und ohne Licht entgegen. Heute noch gibt es Bindungen zwischen Matrosen und diesen netten Mädchen.

Am 2. Januar dann wurden wir Seeleute durch viele „Landratten" aus der benachbarten Dienststelle buchstäblich ausgegraben. Soldaten, die wir persönlich nie gesehen hatten und die uns doch ganz nahe standen. Am dritten Tag des neuen Jahres endlich trafen wir im Heimatort wieder ein, empfangen von unserem Kommandeur, lang erwartet von den Bürgern des Ortes.

Die Fotos, die Fregattenkapitän Wenzel beilegte, stammen von verschiedenen Armeeangehörigen, die an unterschiedlichen Orten auf Rügen arbeiteten; ein Foto lieferte Zentralbild.



Der schützende Arm...



Ein Kind ist geboren. Ein langersehnter Augenblick. Vergessen sind die Beschwernisse der vergangenen Monate, die Schmerzen der Stunden zuvor. Zärtlich hält die junge Mutter ihr Baby im Arm, glücklich vernimmt sie seine ersten Laute. Behütet ist er, der kleine Phillip – geboren am 1. Mai 1983 in der Charité zu Berlin, 3450 Gramm schwer und 53 Zentimeter lang. Liebevoll ruht ihr Blick auf seinem Gesicht. Ein Bild der innigen Bande zwischen Mutter und Kind.

Wohlbehütet, wie er in den ersten Lebensminuten ist, soll Phillip auch aufwachsen. Er ist der erste Nachwuchs der Familie. Seine Eltern werden ihm all ihre Fürsorge zukommen lassen. Die sozialistische Gesellschaft wird sich des Heranwachsenden auf seinem Lebensweg annehmen. In der Kinderkrippe, im Kindergarten, in der Schule, in der Lehre oder vielleicht auf der Universität. Mannigfaltige Entwicklungsmöglichkeiten werden ihm offenstehen. Phillip wird in einem schönen Elternhaus aufwachsen und nicht in einem Elendsviertel, dort, wo das Kapital noch die Macht hat. Seine Eltern werden nicht ständig zusammenzucken, wenn Motorengeräusch am Himmel ertönt. Phillip wächst nicht in Libanon oder El Salvador auf, wo nach dem Heulen von Flugzeugen das Heulen von Bomben Tod und Verderben ankündigt. Phillip lebt in der DDR, einem Land der sozialistischen Staatengemeinschaft. In Frieden. Seine Eltern können sich das heulende Geräusch fallender Bomben, die ohrenbetäubenden Explosionen, den Anblick brennender Städte, das Wimmern verwundeter Kinder höchstens aus der Sicht von Filmen oder Erzählungen Älterer vorstellen.

Nein, Phillip, dein Leben soll behütet sein, auch du sollst im Frieden aufwachsen können, du sollst den Krieg nicht erleben müssen, will der schützende Arm der Mutter um den Kleinen sagen. Die junge Frau denkt in diesem Moment der inneren Zwiesprache mit ihrem Kind sicher nicht an die Raketen und Soldaten der sozialistischen Staaten. Und doch sind diese da. Auch und gerade in diesem Augenblick.

Kinder und Raketen? Paßt dies überhaupt zusammen?

Leben ist bekanntlich das erste Menschenrecht. Das hat auch die XXXVII. UNO-Vollversammlung im Dezember 1982 auf Antrag der Sowjetunion in einer Resolution beschlossen. Der Grund? Interessenvertreter mächtiger Monopole haben wahnwitzige Pläne ausgeheckt, die ihnen die alte Vorherrschaft auf der Erde zurückbringen soll. Pläne für einen Atomkrieg, die alles Leben auf dieser Erde aufs äußerste bedrohen. Auch Reagan und Weinberger haben Kinder und Kindeskinder, die sie lieben, für die sie ihre Welt, die Welt der Ausbeuter, retten möchten. Für die sie letztendlich nicht nur das Leben von Millionen, sondern auch das Leben ihrer Kinder aufs Spiel setzen. Ein Wahnsinn.

Phillip weiß davon noch nichts. Er ruht in den Armen seiner Mutter. Behütet im Kleinen. Um jedoch behütet im Großen zu sein, braucht er stärkere Arme. Arme von Millionen sozialistischer Soldaten, die auch über Raketen gebieten. Solange, wie es noch Menschen gibt auf dieser Welt, denen Macht und Profit mehr wert sind als das Leben der Völker.

Der Imperialismus ist nun mal nicht als Friedensengel auf die Welt gekommen. Wann je hat diese Ausbeuterordnung schon einmal freiwillig verzichtet, sich mit Gewalt zu nehmen, was ihr ohne allzu großes Risiko erreichbar erschien? Heute anzunehmen, der waffenstarrende Imperialismus würde einen unterlegenen oder gar waffenlosen Sozialismus „in Ruhe lassen", erinnert an das Märchen vom verwandelten Wolf. Schön wäre es. Doch ein Wolf bleibt ein Wolf. Oder, wie ein russisches Sprichwort sagt: Und mag der Wolf noch so



viel Kreide fressen, aus ihm wird nie ein Schaf! Auch der Imperialismus bleibt Imperialismus: aggressiv, abenteuerlich, gefährlich. Mag seine äußere Fassade noch so blenden, mögen seine Politiker noch so viel vom Frieden reden.

Es ist und bleibt eine Tatsache: Der Frieden ist kein Geschenk. Tagtäglich muß er neu gesichert werden. Auch durch Soldaten und Raketen. Das kostet sehr viel Geld. Geld, das wir lieber für andere Zwecke einsetzen würden. Denn jeder Rubel, jeder Forint, jede Krone oder jede Mark, die nicht in die Verteidigung gesteckt zu werden brauchte, würde helfen, die sozialistische Zukunft unserer Jüngsten noch besser zu gestalten. Vieles ginge schneller. Phillip könnte sicher eher in eine Kinderkrippe aufgenommen werden, Schulen würden noch besser ausgestaltet, auf manche Dinge brauchte nicht so lang gewartet werden, viele zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörenden Güter würden billiger, das Freizeitangebot überhaupt größer und, und, und ...

Jedoch, die Verteidigungsfähigkeit der sozialistischen Staaten jederzeit zu sichern, ist lebensnotwendig. Die Geschichte lehrt und der Imperialismus beweist es uns tagtäglich. Es gehört zu den bitteren Lehren



der Vergangenheit, daß Aubeuterordnungen immer dann Kriege führten, wenn sie sich waffentechnisch überlegen glaubten. Im Vorfeld des ersten Weltkrieges war es beispielsweise die Flottenrüstung des kaiserlichen Deutschlands, die als Voraussetzung angesehen wurde, die koloniale Neuaufteilung der Welt zu erzwingen. Die enorme Aufrüstung im faschistischen Deutschland unter der Losung „Kanonen statt Butter" ließ bei den Hitler-Generalen die Vorstellung reifen, ein genügendes Übergewicht für eine „Neuordnung Europas und der Welt" zu haben.

Immer glaubten die Aggressoren, eine für den Sieg ausreichende Überlegenheit zu besitzen – und brachen zwei Weltkriege und etliche lokale Kriege vom Zaune. Die Folgen sind bekannt: Millionen Leben wurden ausgelöscht – alte, junge, jüngste und auch ungeborene.

Damit sich der Imperialismus heute und in Zukunft nicht in der Lage wähnt, einen vernichtenden Atomkrieg führen zu können, muß der Sozialismus stark sein. Aktive Friedenssicherung ist unvereinbar mit der fatalistischen Haltung, man könne sowieso nichts machen. Kriege sind keine Naturgewalten. Kriege werden von Menschen gemacht. Kriege können demzufolge auch verhindert werden. In Europa, wo sich Sozialismus und Imperialismus unmittelbar gegenüberstehen, nun schon 38 Jahre lang. Durch die Existenz des Sozialismus. Eines starken Sozialismus!

In den 60er und 70er Jahren hat die Sowjetunion unter großen Anstrengungen das annähernde militärische Gleichgewicht hergestellt, zwischen UdSSR und USA und zwischen Warschauer Vertrag und NATO. Dieses real vorhandene Gleichgewicht können die imperialistischen Politiker nicht wegzaubern. Und deshalb speien sie Gift und Galle. Gleichzeitig versuchen sie mit allen Mitteln, militärische Überlegenheit zu erreichen – und drängen dabei in ihrem Wahn die Menschheit an den Rand eines Atomkrieges. Rigeros werden in den imperialistischen Hauptländern die Sozialleistungen zusammengestrichen, den Kindern und Jugendlichen grundlegende Entwicklungsmöglichkeiten verbaut; allein die Rüstungsmonopole können frohlocken.

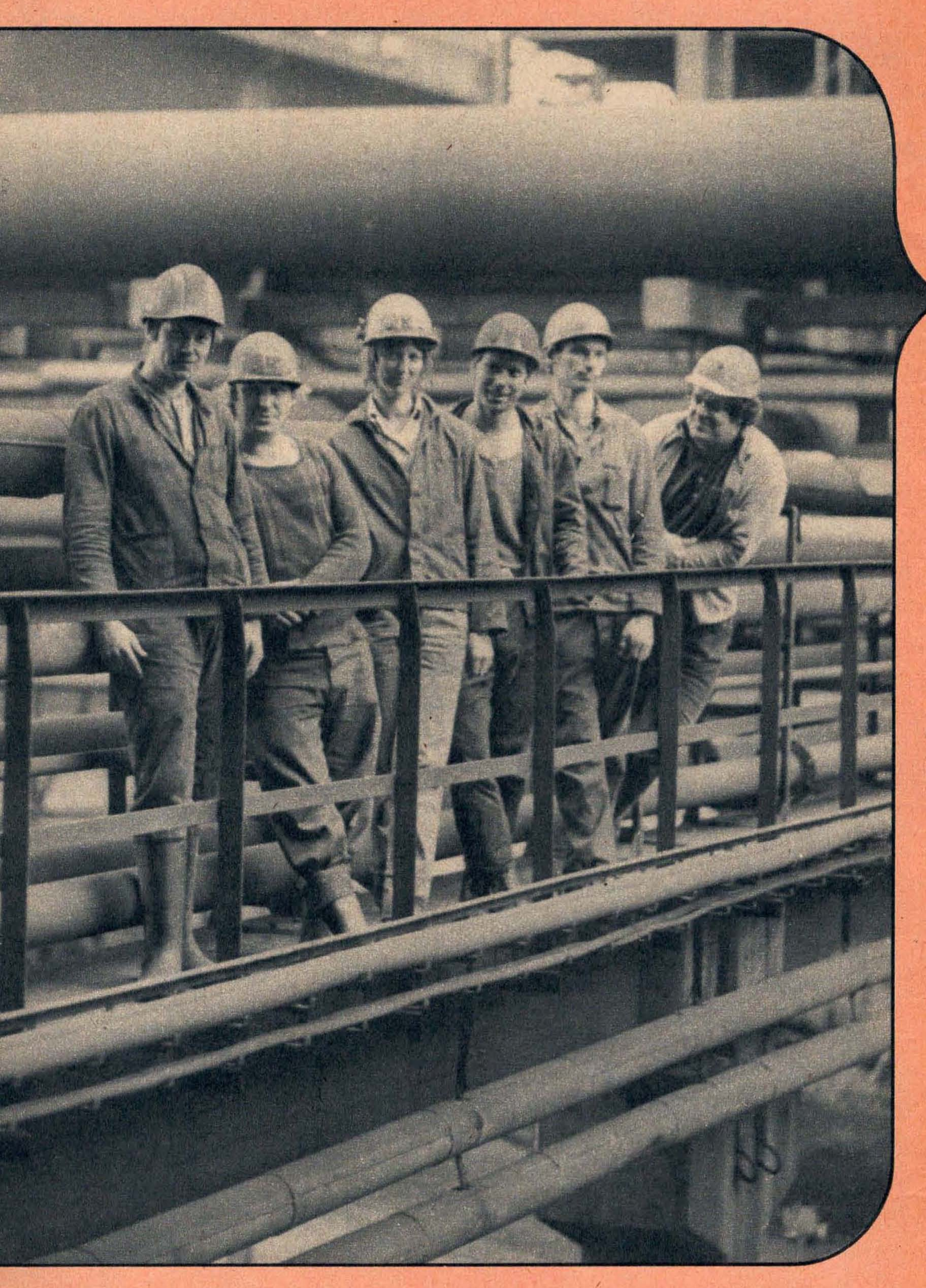
Immer neue Waffenprojekte sollen das Unmögliche möglich machen. Doch die imperialistische Überlegenheits-Sucht hat keine Chance. Das haben sozialistische Politiker mehr als einmal unmißverständlich gesagt. Doch zugleich haben sie auch ihren Willen bekräftigt, die Kriegsgefahr zu vermindern und den Weg dazu gezeigt: Abrüstungsverhandlungen auf der Basis der Gleichheit und gleichen Sicherheit, um das annähernde militärische Gleichgewicht auf eine niedere Ebene zu senken.

„Man muß nicht viel Phantasie besitzen, um zu erkennen, wohin die Führer der USA und der NATO steuern würden, wenn die Arbeiter und Bauern in den sozialistischen Ländern nicht über vorzügliche Waffen verfügen würden. Deshalb kommt der sozialistischen Militärmacht, der Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der sozialistischen Burderarmeen, mit der ruhmreichen Sowjetarmee als Kern, eine Verantwortung von wahrhaft historischer Tragweite zu, damit jede Aggression gegen den Sozialismus zu einem tödlichen Risiko für den Imperialismus wird."

Erich Honecker am 3. Oktober 1983 vor Absolventen der Militärakademien

Die Möglichkeiten dazu sind vorhanden. Wer stark ist, hat Heinrich Mann gesagt, darf optimistisch sein. Wir sind optimistisch. Im Interesse von Phillip und vieler anderer kleiner Erdenbürger, die in Frieden aufwachsen sollen.

Text: Rainer Ruthe
Bild: Manfred Uhlenhut



Hier in Positur – sechs Kumpel aus der C-Schicht der Feinkoksaufbereitung vom Stammbetrieb des VEB Gaskombinat Schwarze Pumpe. Von rechts nach links: Detlef Meinecke, stellvertretender Schichtleiter, die Maschinisten Bernd Zenger und Peter Weder, die Verladerin Brigitte Koslitz, der Spillwärter Wilfried Majunke und Jochen Krüger, der FDJ-Gruppensekretär. Ihrer vier sind gediente Reservisten, alle aktiv in der GST. Zu Detlef sagen sie „Dicker". Und Jochen ist für sie der „Herr Direktor". Weil er, wie sie meinen, eine „solche Gangart" habe. Er trägt's gelassen, während Wilfried es nicht ausstehen kann, daß ihn die anderen „Willi" rufen. „Schließlich hat jeder 'nen vernünftigen Namen, oder etwa nicht?" Keine Frage. Dennoch juckt es mich, sie und jene, die ich später kennenlernte, unter dem Strich allesamt auf einen Nenner zu bringen:

Durchreißer

Diesen Floh hatte mir der Sektionsleiter Wehrkampfsport des Betriebes, Hauptmann d. R. Klaus Erhardt, ins Ohr gesetzt, als wir in einer koksverstaubten Meisterbude zusammensaßen und er auf den Ältesten unserer Runde wies: „Der Ernst wäre kein Schichtleiter geworden, wenn er sich nicht so exponiert hätte. Ein Durchreißer ist er. Und so was färbt ab."

Da mußte Ernst Nepf lächeln, verneinte bescheiden, steckte sich noch eine Zigarette an – „die letzte", denn er habe gleich eine wichtige Besprechung – und holte weit aus: „Weißt du, das ist so ..." Da erfuhr ich, daß der gebürtige Bayer im Elternhaus in Bebels Geist erzogen worden war, als Soldat der Hitlerwehrmacht zuerst in amerikanische, später in französische Kriegsgefangenschaft geriet, nach seiner Rückkehr im Wirtschaftswunderland BRD arbeitslos wurde und dies acht Jahre blieb. Zuletzt mit 15,50 Mark Unterstützung pro Woche. 1960 dann habe er in der DDR Arbeit und Brot, Ein- und Auskommen im besten Sinne und sein Vaterland gefunden. „Das alles formte meine politische Einstellung. Was unsere Jungen vom Alten aus Büchern und Filmen kennen, das hat meine Generation aus dem Leben. Und ich behalt's eben nicht für mich."

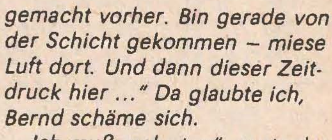
Für sich behielt er, was mir Klaus verriet: Unter Ernst Nepfs Kommando marschiert die C-Schicht bereits zum zehnten Mal erfolgreich in Richtung „Kollektiv der sozialistischen Arbeit". Das mag daher rühren, daß der heute 57jährige mit Fleiß am Arbeitsplatz – „so was färbt ab", hatte Klaus gesagt – für jederzeit exportfähigen Hochtemperaturkoks sorgt, indem er seine Kumpel eisern dazu anhält, politischen Einsichten materielles Gewicht zu geben. Denn bloße Bekenntnisse machen den Frieden kaum sicherer. Deshalb wirft Ernst Koksproduktion und Wehrbereitschaft seiner Kollegen in einen Topf. „Anders nicht", bekräftigte er. „Freilich, manchmal ist das kompliziert. Besonders dann, wenn die Schicht ‚abgehungert', also unterbesetzt ist. Es wird jedoch immer was, wenn sich der Schichtleiter einsetzt, wenn er nachdenkt und – na ja – ‚schichtet'." Natürlich müsse „die Sache" attraktiv sein. Womit er auf den Wehrkampfsport seiner Reservisten in praxi zu sprechen kam, obwohl ihm die knappe Zeit mehr als sein Glimmstengel auf den Nägeln brannte. „... dann nämlich kommen sogar viele Kinder mit. Und Frauen!"

Eine solche ist die 27jährige Brigitte Koslitz. Anderthalb Kilometer läuft sie in nur reichlich fünf Minuten, wirft die Handgranate 35 Meter und trifft mit dem Luftgewehr ins Schwarze. Ergebnis zielbewußten Freizeittrainings. Brigittes Mann ist Koker wie sie. Beide arbeiten im Dreischichtsystem. Und sie haben Familie: Gewiß würde Brigitte nach Arbeitsschluß viel häufiger das tun, was sie am liebsten mag: Bücher lesen, ihre Kleinen „einstricken". Doch was soll's? „Ich weiß ja, weshalb ich am GST-Sport teilnehme", sagte sie. „Enrico ist acht, Ricarda erst zwei Jahre. Beide sollen ebensowenig wie mein Mann – er ist Gefreiter der Reserve – und ich einen Krieg erleben müssen. Was unsere Eltern noch an Schrecklichem zu ertragen hatten, darf sich für uns nicht wiederholen. Dafür lohnt sich mein Einsatz. Und er macht mir eben darum sogar Spaß."

Aus gleichem Holz ist Bernd Zenger. Obgleich er wenige Stunden nach unserem Treff am Staubbunker meine Frage, wie ihm der soeben beendete Wettkampf auf der GST-Sturmbahn gefallen habe, mit einem höchst unzufriedenen „Überhaupt nicht!" quittierte. Was hatte sich ereignet?

Alljährlich gibt es auch im Stammbetrieb des Gaskombinats Betriebsfestspiele. Zu ihrem reichhaltigen Programm zählt ein „Tag der sozialistischen Wehrerziehung". Mit feierlichem Eröffnungszeremoniell, militärpolitischen Gesprächen, wehrsportlichen Wettbewerben und abschließender Siegerehrung. Daß dies an jenem Juninachmittag den Organisatoren ein wenig aus den

Fingern geglitten war, sei dahingestellt. An den Reservisten lag's nicht. Die traten gleich nach Schichtschluß als Kokerei-Quartett zum Kampf gegen die Uhr und um meiste Treffer mit dem Luftgewehr pünktlich an. Hier auf der Sturmbahn sollte nicht Einzel-, sondern kollektives Können über Sieg oder Niederlage entscheiden. Am Ende hatten Bernd Zenger, Kurt Strautz, Reinhard Dietrich und Uwe Schneider – ihr Durchschnittsalter betrug 27 Jahre – in der Konkurrenz zweier Lehrlingsmannschaften und einer Gruppe aktiver Panzersoldaten den Kürzeren gezogen. Klarer Fall – die Kondition war schuld. Bernd Zenger, der nach geschwindem Lauf über die 200-m-Hindernisstrecke und den anschließenden 1000-m-Geländekurs entkräftet zu Boden gerutscht war, dann nach kurzer Verschnaufpause mit fünf Schuß fünf Klappscheiben herunterholen wollte und dies nicht schaffte, gestand atemlos: „Ich hab' zu wenig



gemacht vorher. Bin gerade von der Schicht gekommen – miese Luft dort. Und dann dieser Zeitdruck hier ..." Da glaubte ich, Bernd schäme sich.

„Ich muß mehr tun", sagte der Reserveunteroffizier, der jede Woche zwei bis drei Dauerläufe über tausend Meter unternimmt und je Halbjahr etwa sechsmal bei Wehrkampfsportveranstaltungen an den Start geht. Zu Meisterehren ist Bernd, der „Beste Maschinist", noch nicht gekom-

Gefreiter d. R. Kurt Strautz



Unteroffizier d. R. Bernd Zenger



Unteroffizier d. R. Bernhard Juralewski







men. „Mir liegt daran, mich körperlich fit zu halten für die Reserve. Und den jüngeren Kameraden, die aus der Armee in unseren Betrieb zurückkehren, will ich dabei Vorbild sein." So einer also ist Bernd Zenger. Zur Freude seines Schichtleiters, jenes „Durchreißers"; und aufrichtig bewundert von einem sportlich Besseren, der 35 Klimmzüge auf Anhieb vorlegen kann und heute zum ersten Mal mit Bernd in einer Mannschaft kämpfte: Gefreiter d. R. Kurt Strautz, 32jähriger Jungaktivist und stellvertretender Parteigruppenorganisator der Ofenstraße Ost.

„Warum eigentlich wußte ich noch nichts vom Zenger-Bernd?" haderte Kurt mit sich selber. „Wo ich doch die anderen Resis fast alle kenne. Aber was ich heute von ihm gesehen habe, das ist schon etwas wert – alle Achtung!" Und: „Ich glaube, der Bernd ist solch ein Typ wie ich: sich bissel was zutrauen. Und wenn einer dann noch für Kondition sorgt, geht's auch glatt über die Sturmbahn. ,Mach' was, Mann!' heißt es bei uns in der Kumpelsprache. Und tatsächlich; bald zeigt es sich, wo jeder seine Stärken hat und wie er sie einsetzt ... Ob ich ,Bester' bei der Fahne geworden bin? Nein, leider nicht. War zu labil auf der Disziplinstrecke." Doch gerade auf sie schwört er nun als die Grundlage „für Kampfgeist und Kampfvermögen. Das haben wir – ganz ehrlich mal – vorhin gezeigt." Wer könnte das bestreiten? Die Gedienten rissen einander vorwärts und liefen so schnell wie die Genossen vom Panzerregiment, brachten sich mit der zweitbesten Zeit ins Ziel. Nur – ihr Schießen ging mit 6 von 20 möglichen Treffern recht kläglich in die Binsen, nicht wahr? „Schade drum", pflichtete Bernhard Juralewski, der Org.-Leiter Wehrkampfsport, bei. „Das Luftgewehr ist unsere Schwäche, mit der KK-MPi hätten wir besser ausgesehen ..." Auf sie verstehen sie sich, hatten mit derem Feuer im vergangenen Jahr den Pokal des Kombinats erobert, den sie auf keinen Fall wieder abgeben wollen. „Dafür aber brauchen wir keine Elite, sondern jeden Reservisten", meinte Bernhard. „Am besten wär's natürlich, sie schlügen alle so ein wie Kurt ..." – „Und wie Bernd Zenger", fügt Kurt Strautz hinzu. „Wir haben nämlich kein Interesse an sportlichem Erfolg um jeden Preis. Unser Prinzip heißt: Ich kann im Wehrkampfsport nicht die Nummer Eins sein, wenn ich auch nur 'ne einzige Fehlschicht baue." Gespür für Reservistenehre, das Lob verdient. Wie das gute Bekenntnis des Reservegefreiten Reinhard Dietrich, der zu Kurts Brigade gehört: „Von wegen die Zügel schleifen lassen! Das wäre sinnlos. Damals als aktiver Soldat hab' ich eine Menge falsch gemacht. Jetzt bin ich drei Jahre älter und an Lebenserfahrung reicher. Da ist mir vor neuen Bewährungsproben nicht bange. Und für einen gesicherten Frieden bin ich bereit, mein Bestes zu geben. Jeder sollte das. Schließlich habe ich den Fahneneid geleistet, ihn halte ich."

Bernd Zenger aus Ernst Nepfs Brigade saß dabei und sprach verhältnismäßig wenig. Weil – so meinte er – das Reden ihm nicht liege. Ihm fehle es an Wortgewandtheit, und bevor er das richtige Argument finde, dauere es schon eine Weile. Was den Redefluß betrifft, kann ich ihn nicht widerlegen. Doch was das Argument angeht – Bernd lieferte eines, wie es klarer wohl kaum sein kann: Wie so oft hatte er auch heute gekämpft bis zur physischen Leistungsgrenze, dieser „Durchreißer" aus der Güteklasse Nepf, Strautz und Genossen.

Text:
Oberstleutnant Heiner Schürer
Bild:
Oberstleutnant Ernst Gebauer

postsack



Antje und die Armee

Ich bin 16, gehe in die 10. Klasse und möchte Pionierleiterin werden. Das ist ein sehr politischer Beruf, zu dem man einen festen Klassenstandpunkt braucht. Ich interessiere mich auch sehr für die NVA, denn gerade jetzt ist es wichtig, den Frieden zu sichern und alles dafür zu tun. Ich habe noch keinen Freund. Wenn ich einen hätte, würde ich ihn bestimmt darin bestärken, mindestens drei Jahre zur NVA zu gehen. Meine Freundin Ramona Koch (16), 4806 Wetzendorf, Bratfischstr. 3 und ich möchten uns gern mit Soldaten schreiben.
Antje Bergmann (16), 4806 Wetzendorf, Rudolf-Breitscheid-Str. 9

Gesucht

... werden Holger Petersen, Ingolf Jäschke und Michael Boje, mit denen ich an der Unteroffiziersschule „Egon Schultz" war. Da ich weder ihre Adressen noch ihre Einsatzorte weiß, möchten sie mir bitte schreiben.
Feldwebel Manfred Pötsch, 1120 Berlin, Gounodstr. 98 bei Auerswald

An die Soldatenbräute

Seit November 1982 leiste ich meinen Wehrdienst. Zwar habe ich keine Freundin, weiß aber, daß mancher Junge, der seinen Ehrendienst leistet, von „seinem" Mädchen im Stich gelassen wird. Ich finde, daß es sich manche Mädchen zu leicht machen. Trennung vom Liebsten ist eine harte Prüfung, für beide. Wir Soldaten haben keinen leichten Dienst. Es gibt schöne, aber auch sehr harte Stunden. Und gerade in dieser Zeit können die Mädchen „ihrem" Liebsten wieder Mut machen.
Soldat Werner Faber

Wer schreibt Karla?

Durch eine Krankheit bin ich seit meinem 9. Lebensjahr gehbehindert. Ich habe also gewisse Schwierigkeiten, einen Jungen zu finden. Ich interessiere mich sehr für die Arbeit der Berufssoldaten, denn es imponiert mir, daß sie sich zu einem längeren Wehrdienst verpflichtet haben. Diese Genossen achte ich ganz besonders; schließlich verzichten sie auf manches, um sich für die Sicherung des Friedens, vor allem jetzt, einzusetzen. Ich bin 18 Jahre alt und Amateurfunkerin. Nun hoffe ich auf einen Brieffreund, der sich ohne Vorbehalte mit mir schreiben möchte.
Karla Steinbach, 4440 Wolfen, Str. der Aktivisten 25

Pavel aus der ČSSR

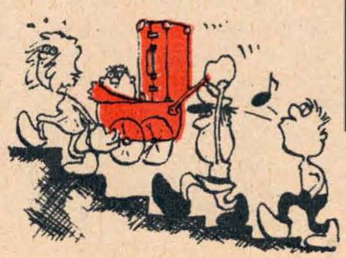
Ich bin Berufsoffizier der Tschechoslowakischen Volksarmee und 25 Jahre alt. Die AR bekam ich zum ersten Mal vor fünf Jahren in Dresden; ich lese sie gern. Ich möchte in der DDR Freunde finden und mit ihnen den Briefwechsel führen. Mein Hobby ist Motorsport.
Pavel Konvalinka, Prestavlky 90/2, 411 18 Budyne nad Ohri, ČSSR

Fragen ohne Antworten

Meine Kinder werden in der Schule, im Hort und beim Lesen der AR sowie der Tageszeitung oft mit Fragen des Friedens, der NVA usw. konfrontiert. Es fällt mir nicht immer leicht, darauf die richtigen Antworten zu finden. Vielleicht gibt es bei den bewaffneten Organen jemand, der bereit wäre, den Kindern ihre Fragen zu beantworten und ihnen manches, was ich nicht so kann, zu erklären.
Elke Köppen, 3500 Stendal, Winckelmannstr. 22

Freundlich und hilfsbereit

Manchmal wird sehr einseitig geurteilt: Soldaten würden sich in der Öffentlichkeit nicht gut benehmen. Dem möchte ich eine eigene „Studie" entgegenhalten. Durch eine Zugverspätung mußte ich auf dem Berliner Ostbahnhof über eine Stunde auf meine Tochter warten. Ich hatte also Zeit und Muße, auf die Leute zu achten. Mir fiel auf, daß es vorwiegend junge Soldaten und auch Offiziere waren, die Müttern halfen, den Kinderwagen die Treppe herauf oder hinunter zu tragen. Mehrfach nahmen sie auch älteren Leuten den Koffer ab und trugen ihn den Bahnsteig hinauf. So mancher „Zivilist" dagegen drückte sich davor, einer Mutti oder einer Oma zu helfen.
Gertrud Meinicke, Berlin



MHO-Lob

Ein großes Lob der Industriewaren-Verkaufsstelle der MHO im NVA-Objekt Z., wo die Kolleginnen aus einer kleinen Fläche viel gemacht haben. Sie bedienen freundlich und bemühen sich, die Kundenwünsche – selbst wenn dazu Monate nötig sind – zu erfüllen.
Oberleutnant d. R. Wolfgang Möbius, Dobra

Wie ein Vater ...

Mein Mann ist bei den Grenztruppen der DDR; dort arbeitet er mit Fähnrich Stankowitz zusammen, einem freundlichen und hilfsbereiten Genossen. Er schaut öfter bei uns vorbei und hilft, wenn Reparaturarbeiten im Haus anfallen. Er ist wie ein Vater zu uns, hört sich unsere Probleme an, rät und hilft.
Brigitte Grubert, Grauingen

ar-markt

Verkaufe AR 11/72, 3/9/12-74, 11/75, 1–5, 9/10-76, 2/4/7–12/77, 3, 4, 6, 8–11/78, komplett 1979–81, 1–3/5–12/82, 1983 laufend (Hefte a –,70 bzw. –,40 M): H. Rösler, 5300 Weimar, H.-Matern-Ring 93 – Suche Plastflugzeugmodellbausätze im Maßstab 1:100 und 1:72, speziell MiG-9, MiG-21, MiG-23, MiG-25, Jak-28, Aero L-39, K-65, TS-11, Saab-J-35 u. a.: J. Kuske, 3600 Halberstadt, Friedensstr. 72 – Biete AR 8/10–12/78, 6–9/79, 6/8/10/12–81, 1–3/6/8/9–80, 2/3/5/6/8/9/12–82, 2/4/5–83, S + T 1–4/8/10–12/80, 1/2/5–8/11/12–81, 1/2/4/6/8/9/11–82: N. Dietz, 2441 Zarnewenz, Seestr. 2 – Biete „Das große Flugzeugtypenbuch", 2. Auflage, im Tausch gegen „Das große Flugzeugtypenbuch", 1. Auflage: W. Czepluch, 4090 Halle-Neustadt, Block 331/01/43 – Suche Plastflugzeugmodelle (ungebaut) im Maßstab 1:72: H. Schubert, 7200 Borna, Am Hochhaus 5 – Biete „Geschichte des Luftkrieges 1910–1980", suche „Abriß der Geschichte der Panzerwaffe" und Fliegerkalender 1978: T. Richter, 7901 Battin, Nr. 51 – Suche „Krieg

zur See" und „Seefahrt – gestern und heute", biete „Luftspionage" Bd. I und II: A. Woischwill, 7961 Alteno, PSF44 112 – Biete „Arsenal 2", Popjel „In schwerer Zeit" und „Panzer greifen an", Magnuski „Von Tankograd nach Berlin", Mosaik (alte Serie) Nr. 58, 63, 69, 87–94, 97–102, 105–107, 111, 121, 1330–159, 161–188, 190–201, 203, 204, 206–210, 212–216, 219–228, (neue Serie) 2/76–4/81, Flugzeugmodellbausätze Maßstab 1:72, 1:48, 1:100, suche Fliegerkalender 1964–77 und 1981, Flugzeugmodellbausätze Maßstab 1:72, Flugzeugtypenbücher: M. Steinke, 1950 Neuruppin, Gildenhaller Allee 39 – Biete 37 Bände in der DDR erschienener Memoirenliteratur, Simonow „Tage und Nächte", Mader 3 Bände, Litan 2 Bände, diverse Partisanen- und Kriegsliteratur, alte Mosaik, suche deutschsprachige Fossilienliteratur, auch Kataloge und Abbildungen und Fossilien, Abzeichen aller Art, Orden, Ehrenzeichen und Medaillen (besonders Gr. Vaterl. Krieg): H. J. Wilk, 2400 Wismar, Rauhe Hänge 9

soldaten-post

... **wünschen sich:** Leane Gawantka (21), 3601 Ströbeck, E.-Thälmann-Str. 24 – Gabriele Heeger (20), 4732 Bad Frankenhausen, Altstädter Markt 12 – Cornelia Rüstau (20), 7010 Leipzig, postlagernd – Martina Seidel (24), 9400 Aue, Str. der Freundschaft 3 – Bärbel Wendtland (24, Tochter 2½), 9630 Crimmitschau, Pestalozzistr. 4 – Pia Schulze (16), 1330 Schwedt, F.-Schiller-Str. 34 – Heike Seyffarth (20), 4251 Rothenschirmbach, Hauptstr. 4 – Heidi Humboldt (24), 1040 Berlin, Elisabethkirchstr. 8 – Ramona Dreyer (17), 3033 Magdeburg, O.-Grotewohl-Str. 9

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Ines Rudolph (17), 7010 Leipzig, Semmelweisstr. 1/815 – Renate Kieslich (25, 2 Töchter), 7700 Hoyerswerda, Am Elsterbogen 27 – Gudrun Schmidt (25), 7021 Leipzig, Hamburger Str. 18 – Kerstin Weber (23), 6500 Gera, An der Eibe 2, SWH Zi. 113 – Heidi Teske (20), 3540 Osterburg, W.-Estel-Str. 5 – Jana Marx (17), 9540 Zwickau, Werdauer Str. 38a, SWH Zi. 10 – Petra Böhme (17), 7270 Delitzsch, Damaschkestr. 1 – Angelika Fleischer (22), 7144 Schkeuditz, Halleschestr. 10 – Marlis Kunath (25), Tochter 4½ und Sohn ½), 7560 Guben, Dimitroff Ring 2c – Belinda Masannek (19), 1140 Berlin, Murtzaner Ring 68, Zi. 535 – Sandra Greger (16), 1054 Berlin, Veteranenstr. 11 – Gabriele Kelm (17), 2000 Neubrandenburg, Brauereistr. 51 – Ramona Thomas (18), 9023 Karl-Marx-Stadt, J.-Gagarin-Str. 140 – Elke Bergholz (23), 4500 Dessau, Wasserstadt 13 – Karola Schmidt (25, Sohn 5), 2150 Strasburg, Bollenstr. 10 Wohnung 54 – Ines Schuhmann (19), 1711 Frankenfelde, Nr. 7

Briefwechselwünsche werden nur mit Altersangabe (maximal 25 Jahre) veröffentlicht.

hallo, ar-leute!

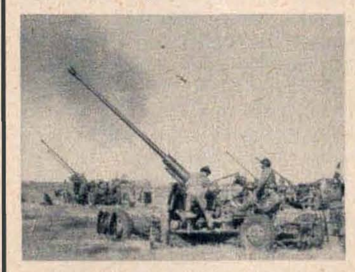
Im ersten Moment

... dachte ich: Was kann man Oberst Sigmund Jähn eigentlich noch fragen, ist nicht alles schon mal gesagt worden? Dann aber las ich die „Plauderei mit ‚Jastreb 2'" (AR 8/83) und mußte feststellen: Oberst Jähn hat jedem von uns auch fünf Jahre nach seinem Weltraumflug noch viel Neues und Interessantes zu sagen. Dadurch habe ich erst so richtig „Appetit" auf sein Buch bekommen.
Unterleutnant Jochen Brade



27 Jahre Flakartillerist

Ich habe 27 Jahre aktiv gedient, ununterbrochen als Flakartillerist. Stets habe ich bedauert, daß es in der Militärliteratur keine repräsentative Darstellung der Entwicklung der Flakartillerie gegeben hat. Ist der Artikel „Mit Rohren und Raketen" da vielleicht ein Streifen am Horizont? Dem Genossen Oberstleutnant Kopenhagen und den anderen „Machern" dieser Sei-



ten einen herzlichen Dank. Bei dieser Gelegenheit grüße ich alle Flakartilleristen meiner ehemaligen Einheit, der ich als Batteriechef vorstand.
Major d. R. Hans Noack, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben

Europameisterin ohne h

Als Eiskunstlauf-Europameisterin ist Katarina Witt zwar allen bekannt, so daß keine Verwechslungen auftreten können; aber besser wäre es doch gewesen, Ihr hättet ihren Vornamen richtig geschrieben – nämlich ohne h!
Sonja Klettmann, Wünsdorf

Besondere Anerkennung

... gilt dem AR-Bildreporter Manfred Uhlenhut, dessen Fotos ich mir immer wieder gern anschaue. Schön finde ich Eure Beiträge über die neueste Technik und den Teil, der sich mit Fragen von Lesern beschäftigt. Ich bin Leiter eines Kollektivs; alle Kollegen sind gediente Reservisten. Sie interessieren sich nach wie vor für viele Fragen der Landesverteidigung. Deshalb möchten wir mit einer kleineren Einheit, einem Zug oder einer Gruppe, Patenbeziehungen aufnehmen.
Wolfgang Oschen, 2757 Schwerin, Bergstr. 24

Noch steigerungsfähig?

Das Augustheft hat mir rundherum gefallen – vom Mini-Magazin über die „Kugeln in der Kniebiskurve" bis zu der Fallschirmjägerreportage. Die Redaktion wird es schwer haben, noch etwas besseres zu machen.
Soldat A. Jablonski

Ein Jahr des Friedens

Herzliche Weihnachts- und Neujahrsgrüße senden dem Soldaten Dietmar Härtel sein Töchterchen Franziska und seine Frau Mignon: „Auch für die restlichen Monate sollst Du an Deinen Eid und die politische Lage in der Welt denken, denn wir haben uns doch am 1. Juni 1983 gewünscht, daß unser Kind in Frieden aufwächst. Beide müssen wir uns bis zum Ende Deiner Armeezeit bewähren."
Herzliche Glückwünsche zur Silberhochzeit am 31. 12. 1983 übermitteln wir meinen Eltern, Günter und Eva Stendel. Wir wünschen Euch weiterhin Gesundheit und Erfolg im Beruf. Möge für uns alle das Jahr 1984 auch wieder ein Jahr des Friedens sein!
Mignon Härtel, Dresden

alles, was Recht ist

Mehrmals Sonderurlaub für Berufssoldaten zur Vorbereitung der Arbeitsaufnahme?

1984 beende ich meine zehnjährige Dienstzeit. Zur Vorbereitung der Arbeitsaufnahme sind einige Konsultationen und Wege nötig, die zeitlich auseinanderliegen können. Bekomme ich dafür nur einmal Sonderurlaub oder, wenn erforderlich, auch mehrmals?
Oberfeldwebel Bernd Klawitter

Die Förderungsverordnung vom 25. März 1982 (GBl., Teil I, Nr. 12) gibt den Berufssoldaten ausdrücklich „das Recht", „vor ihrer Entlassung im letzten Jahr des aktiven Wehrdienstes mit den vorgesehenen Betrieben vorbereitende Gespräche zur Eingliederung in den Arbeitsprozeß sowie Konsultationen zur Einweisung in die zukünftigen Tätigkeiten zu führen und ein Arbeitsrechtsverhältnis zu begründen". Dies alles läßt sich zumeist nicht in einem Ruck oder in zwei, drei zusammenhängenden Tagen erledigen. Zumal es Ihnen ja durchaus freisteht, verschiedene Einsatzmöglichkeiten zu prüfen – und das eben nicht aus der Ferne, sondern an Ort und Stelle. In Anbetracht der mannigfaltigen Gespräche, Beratungen, Konsultationen und anderen Dingen wird da ein einmaliger Sonderurlaub nicht ausreichen. Die DV 010/0/007 schränkt deshalb weder die Möglichkeit der mehrmaligen Gewährung von Sonderurlaub anläßlich der Eingliederung in den Arbeitsprozeß noch die Anzahl der Sonderurlaubs-Tage ein. Und wenn in Ziffer 21 von „höchstens fünf Tagen" die Rede ist, so bezieht sich dies nur auf den einzelnen Fall.
Nicht für jede Maßnahme zur Vorbereitung der Arbeitsaufnahme werden mehrere Tage benötigt; oft reicht die Beurlaubung für jeweils einen Tag. Maßgebend ist Ziffer 23 der DV 010/0/007, wonach die Dauer des Sonderurlaubs unter Berücksichtigung des „Charakters des Anlasses", der „notwendig zu erfüllenden Aufgaben" und der „Zeit der Reise" festzulegen ist. Kurzum, je nach Lage der Dinge kann zur Vorbereitung der Arbeitsaufnahme sowohl mehrmals Sonderurlaub als auch in einer Gesamtzahl von mehr als fünf Tagen in Anspruch genommen werden. Und es ist dies keine Ermessensentscheidung der zuständigen Vorgesetzten, sondern ein Recht, das die militärischen Berufskader haben.

gefragte fragen

Höheres Stipendium?

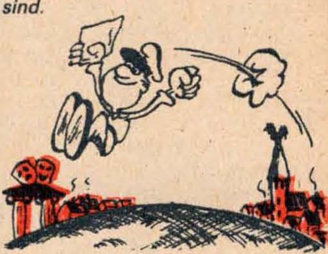
Meine Braut ist Studentin. Demnächst wollen wir heiraten. Erhöht sich aufgrunddessen ihr Stipendium?
Unteroffizier Friedhelm Kühn

Nein. Jedoch kann das Grundstipendium um monatlich 50 Mark erhöht werden, wenn Studenten aufgrund ihrer sozialen Lage besonderer Unterstützung bedürfen.

Urlaubsaufenthalt auf Wohnort begrenzt?

Ich wohne in Böhlen und möchte im Urlaub gern mal nach Leipzig fahren, um mir Ausstellungen anzusehen und in die Oper zu gehen. Darf ich das, obwohl auf meinem Urlaubsschein Böhlen als Urlaubsort angegeben ist?
Soldat Roland Kahrow

Ja. Nach Ziffer 58 (4) der DV 010/0/003 beschränkt der auf dem Urlaubsschein vermerkte Ort „nicht den Aufenthalt des Armeeangehörigen auf diesen Ort" – es sei denn, der Urlaub wurde in das Grenzgebiet an der DDR-Staatsgrenze zur BRD oder zu Westberlin gewährt. Es muß jedoch gesichert sein, daß Sie unter der im Urlaubsbuch angegebenen Adresse innerhalb von 24 Stunden erreichbar sind.



Anspruch auf Jahresendprämie?

Seit Mai 1983 leiste ich meinen Grundwehrdienst und war deswegen an der Planerfüllung meines Betriebes nur vom 1. Januar bis zum Einberufungstag beteiligt. Habe ich unter diesen Umständen Anspruch auf Jahresendprämie?
Soldat Burkhard Timm

Unter § 117 (2) des Arbeitsgesetzbuches heißt es, daß ein Rechtsanspruch auf anteilige Jahresendprämie bei „Aufnahme des Ehrendienstes in den bewaffneten Organen" besteht. Darauf könnnen Sie sich berufen, wenn es Schwierigkeiten geben sollte.

Disziplinarstrafen-Frage

Ich wurde vor einigen Monaten mit Arrest in der Arrestanstalt bestraft. Wie ich hörte, muß ich die drei Tage nachdienen. Gilt das auch, wenn meine Disziplinarstrafe vor Ablauf des Grundwehrdienstes durch eine entsprechende Belobigung gelöscht wurde?
Soldat R. Wonz

Ziffer 104 (2) der DV 010/0/006 bestimmt, daß die Verlängerung des Grundwehrdienstes um die vollzogenen Tage der Disziplinarstrafe „Arrest in der Arrestanstalt" entfällt, wenn sie bis zur Entlassung durch die Belobigung „Löschung einer Disziplinarstrafe" gelöscht ist.

postsack

Redaktion: Karl Heinz Horst
Fotos: M. Uhlenhut, Archiv
Vignetten: Achim Purwin

disku-zeit

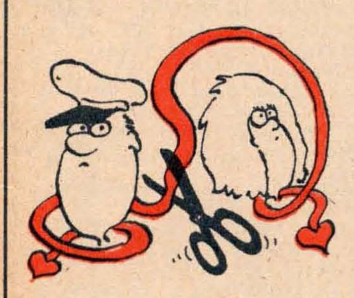
Was kann ich tun?

Diese Frage stellte Sabine Andreas (AR 8/83). Sie ist sehr temperamentvoll und unternehmungslustig, ihr Verlobter hingegen ruhig und zurückhaltend. „Wenn er mal auf Urlaub kommt, hockt er meistens nur zu Hause!" Sabine will das Leben „einfach etwas bunter gestalten". Aber wie, wenn er nicht richtig mitzieht? Hier Lesermeinungen:

Wenn er nicht will, solltest Du allein etwas unternehmen. Vielleicht streift er dann seine Bequemlichkeit ab und ist wieder zu gemeinsamen Unternehmungen bereit. Allerdings, Du mußt auch seine Interessen anerkennen. Leg' aber Deine Bemühungen nicht so an, daß er sich hintergangen fühlt. Kannst ihn doch neugierig darauf machen, was er verpaßt hat. Übrigens, bei mir hat das geholfen.
Angela Techl, Gaschwitz

Sabine sollte mehr Verständnis haben. Der Armeedienst fordert den ganzen Kerl. Und wenn man dauernd in Trab ist, da bedeutet es Entspannung und Erholung, die paar Urlaubstage mal auf der faulen Haut zu liegen.
Gefreiter Uwe Patowa

Kurz und bündig:
Laß' diesen Muffel sausen!
Soldat Rüdiger Schwarz



Deine Eigenschaften und die Deines Verlobten treffen genau auf uns zu. Wir haben sie beide mit Achtung füreinander gemeistert. Sabine! Wenn Dein Verlobter sich zu drei Jahren Armeezeit entschlossen hat, ist das sehr positiv. Versuche deshalb, die Urlaubstage abwechslungsreich zu gestalten und bereite das gut vor – indem Du Karten für's Theater oder das Kino kaufst, einen gemütlichen Abend bei einer Flasche Wein und Kerzenlicht vorbereitest. Aber sicher weißt Du viel besser, womit Du ihm eine Freude machen kannst. Gib ihm jedoch auch Zeit für sein Hobby, frage ihn, ob er irgendwelche Literatur oder Materialien dafür braucht; dadurch merkt er, daß Du sein Hobby akzeptierst, auch wenn Du Dich selbst nicht gerade dafür begeisterst.
Antje Beck, Zeitz

Dein Brief, liebe Sabine, hat mich sehr nachdenklich gestimmt. Ehrlich gesagt, ich verstehe Deinen Verlobten nicht. Kann es ihm denn egal sein, wie Ihr die Urlaubstage gestaltet? Am besten wird es wohl sein, Du sprichst Dich einmal gründlich mit ihm aus. Könnte es vielleicht sein, daß er Dir mal was erzählen wollte, was er schon hinter sich hat, und Du dafür kein Interesse aufbrachtest? Probiere es mal, bewege ihn dazu, Dir von sich zu erzählen.
Ricarda Harz, Neubrandenburg

Nimm's mir nicht übel, Sabine, aber ich glaube, Dein Verlobter weiß noch gar nicht, was er an Dir für ein kluges, engagiertes und sicherlich auch hübsches Mädchen hat. Ich kenne manche, die ihn darum beneiden würden.
Obermatrose C. Wollank

In fast jeder Partnerschaft, so glaube ich, gibt es einen aktiven Teil, der die Initiative auslöst und auch der erste ist, der Pläne schmiedet, Vorschläge macht. Das hat nichts mit „Die-Hosen-anhaben" zu tun. Menschen haben nun einmal unterschiedliche Temperamente. Und wenn Du mehr davon hast als Dein Verlobter, ist das nicht schlecht. Du kannst doch, gerade bei der Gestaltung der Urlaubstage, etwas vorausdenken. Sicher wird Dein Verlobter dann mit Dir auf die gleiche Strecke gehen und mitdenken.
Soldat Ralf Lehmann

Es ist gut, daß Du Deine Sorgen der AR geschrieben hast. Es ist meiner Meinung nach aber noch wichtiger, daß Du mit Deinem Verlobten darüber sprichst – ruhig, ohne Vorwürfe. Er ist doch kein Dummer, wenn er gern liest, sich mit Elektronik beschäftigt. Ganz gewiß ist es auch sein Wunsch, das Leben etwas bunter zu gestalten. Wartest Du manchmal nicht zu sehr, wo es möglicherweise besser wäre, in die Offensive zu gehen, ihn mitzuziehen? Du darfst ihn natürlich nicht dauernd strapazieren. Erstmal ist zuviel ungesund, zweitens möchte er im Urlaub auch mal alle Viere gerade sein lassen. Auf die richtige „Mixtur" kommt's an. Ich wünsche Dir viel Erfolg beim richtigen „Mixen"!
Ilona Bardotzky, Erfurt



Delphine

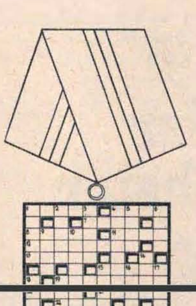
... haben schon einigen Menschen das Leben gerettet. In den USA aber will man sie, unter anderem als lebende Torpedos, für militärische Einsätze dressieren. AR entlarvt diese Absichten in Wort und Bild. Aus der Volksmarine berichten wir über eine U-Jagd-Übung und aus einem Pionierregiment über interessante Neuererarbeiten. In der AR-Waffensammlung: Tankwagen. Wir bringen ein Preisrätsel zu den Olympischen Winterspielen in Sarajewo, besuchten einen Klubrat und informieren über die Revolutionäre Volksarmee Kampucheas. Auf dem Rücktitelbild präsentieren wir Beata Karda aus Ungarn. Und natürlich fehlen weder eine neue Folge der Serie „Claus & Claudia" noch ein prallgefüllter „Postsack"

in der nächsten



Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Vorlesung an Hochschulen, 5. Gestalt aus „Parsifal", 10. Staat in Westafrika, 14. höchster Teil der Karpaten, 15. Hochfrequenzteil einschließlich Mischstufe, 16. lichtstarkes Fotoobjektiv, 17. griech.-röm. Gott der Heilkunst, 18. Schlange, 19. Gesellschaftstanz, 20. iran. Provinz am Kasp. Meer, 21. altgriech. Philosophenschule, 24. erfolgreicher öster. alpiner Rennläufer, 26. nordische Hirschart, 27. Erdformation, 29. männl. Haustier, 32. Ausstellung in Erfurt, 34. ital. Fluß, 37. Stadt auf der Insel Guam, 39. Nagetier, 41. Sultanserlaß, 44. listenförmige Zusammenstellung, 46. Genußmittel der Malaien, 47. Pflanzensproß, 49. Auftrag, 51. Stadt in der ČSSR, 53. nordamerik. Dramatiker, 57. Oper von Richard Strauss, 60. Fußhebel zum Anlassen des Motors bei Krafträdern, 63. Sinnesorgan, 65. griech. Hirtengott, 66. Nachricht, Ankündigung, 69. Speisefisch, 71. Hafenstadt in Ghana, 73. Autor des Romans „Der Aufenthalt", 76. Stufe, 77. Tongeschlecht, 78. organ. Verbindung, 79. Wendekommando, 80. finnischer See, 81. Schwertlilie, 82. Rettich, 83. öster. Bundesland, 84. arom. Getränk, 85. weibl. Vorname, 86. Abwesenheitsnachweis, 87. Talsperre bei Eibenstock, 89. Grundbalken der Schiffe, 90. Knoten in Geweben und Garnen, 91. Gedichtform, 92. Vorname Zolas, 93. Laufvogel, 94. Held der Artussage, 97. Farbton, 99. franz. Stadt, 101. ungeschlechtliche Fortpflanzungszelle, 104. weibl. Vorname, 106. Warägerführer, 109. sowjetisch-mongl. Fluß, 110. Strahlentierchen, 111. Kiste aus Latten für Obst, 114. Südfrucht, 118. oberägypt. Ruinenstätte, 122. Gestalt aus „Arabella", 125. Legierung von Metall mit Quecksilber, 128. Gestalt aus „Die Fledermaus", 130. Stern im Sternbild Skorpion, 133. sibir. Strom, 134. Buchaufschrift, 135. Theaterplatz, 136. Vorname einer Dramengestalt Lessings, 139. Erbfaktor, 140. Betrieb, 142. Pampashase, 144. norweg. Schriftsteller, gest. 1908, 146. dichterisch für Adler, 148. Stacheltier, 151. Fluß im Kaukasus, 153. Fehllos, 155. Staat der USA, 156. Gasquelle vulkanischen Ursprungs, 157. abgesteckte Linienführung im Straßenbau, 158. Bücherbrett, 159. Himmelsrichtung, 160. Zeichenhilfsgerät, 161. Betäubung, 162. Flugkörper.



Senkrecht: 1. Schmuckgegenstand, 2. Zusammenstellung, 3. Voranschlag, 4. Bürge, Gewährsmann, 5. Pfeiler, Stütze, 6. griech. Sagenheld, 7. Brauch, 8. Stockwerk, 9. Zier- und Futterpflanze, 10. russ. männl. Vorname, 11. chem. Element, 12. Gewebe, 13. nordfriesische Insel, 22. Bündnis, Vereinigung, 23. Finnenausschlag der Haut, 25. Strom in Westafrika, 26. das Lösen von Rätseln, 27. kleine Hautöffnung, 28. Ansprache, 30. Speisefisch, 31. nordungarische Stadt, 33. Habe, Besitz, 35. Singvogel, 36. längster Strom der Erde, 37. Hauch, 38. norweg. Mathematiker des vor. Jh., 39. japan. Romancier, 40. Fluß in Mittelasien, 42. Aufgeld, Aufschlag, 43. Nachlaßempfänger, 45. dünner Kaffee, 48. Hafenstadt des Irak, 50. Garnmaß, 52. chem. Element, 54. Nebenfluß der Donau, 55. Gesangsstück, 56. Skulptur des Naumburger Doms, 58. sagenhafter Keltenkönig, 59. Maler und Bildhauer der Renaissance, 61. Vergnügen, 62. Schiffszubehör, 63. grammatik. Begriff, 64. freiwilliger Krankenhelfer, 67. Schlaginstrument, 68. Begriff aus der Malerei, 70. Ausgabe, Auflage, 71. Kinderspielzeug, 72. Werkzeug, 74. Halbinsel in Südwestasien, 75. musikalische Verzierung, 76. Wundstarrkrampf, 88. brasil. Schriftsteller, 89. weibl. Vorname, 95. Himmelsrichtung, 96. rum. Stadt, 98. Asiat, 100. Südfrucht, 102. öffentl. Einrichtung, 103. Gartenblume, 105. Zittern, Angst, 107. Nebenfluß des Rheins, 108. Gebirge in Südamerika, 111. Fell der Bärenrobbe, 112. Schwung, Tatkraft, 113. filmisch-witziger Spaß, 115. Gattung, 116. Privatsekretär des Cicero, 117. Weinernte, 119. chem. Verbindung, 120. franz. Schauspielerin, 121. ital. Fluß, 122. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 123. Gestalt aus „Schneeflöckchen", 124. Staat in Westafrika, 126. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 127. Kamelgattung der Andenländer, 129. franz. Sommer, 131. Gebirge in Mittelasien, 132. landwirt. Gerät, 137. feiner Niederschlag, 138. span. Schriftsteller des 16./17. Jh., 140. Angeh. eines germanischen Volksstammes an der Nordsee, 141. Helfer in letzter Not, 142. Fehler, Schandfleck, 143. franz. Orientalist des vor. Jh., 145. finnischer Biathlet, 147. tschech. Maler, gest. 1938, 149. Gebärde, 150. Ruhemöbel, 151. Verpackungsgewicht, 152. Turngerät, 154. weibl. Vorname.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 68, 75, 17, 162, 60, 64, 44, 122, 110 – 72, 47, 18, 137 – 114, 70, 141 – 63, 67 und 74 ergeben in dieser Reihenfolge einen seit 1965 bekannten und beliebten Kraftsport-Massenwettbewerb. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 1. 1984 Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 1/84.

Auflösung aus Nr. 11/83

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Reservistenkollektiv. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Tonnage, 5. Ammer, 9. Strasse, 13. Hege, 14. Lupe, 15. Kleiber, 17. Alpen, 18. Lansere, 20. Atem, 22. Bali, 23. Isel, 26. Eid, 27. Tor, 28. Elan, 30. Kalahari, 31. Ekbatana, 32. Starost, 35. Selen, 38. Team, 39. Dutt, 41. Anker, 44. Ode, 46. Nabel, 48. Arm, 50. Eternit, 51. Reissen, 52. Ede, 53. Arosa, 56. Ahn, 57. Elen, 60. Element, 61. Zone, 63. Ines, 66. Nero, 67. Indossament, 71. Netto, 73. Sepia, 74. Kernkraftwerk, 75. Tanga, 77. Iskar, 79. Sekretariat, 82. Uran, 84. Seni, 86. Tran, 88. Veneter, 93. Lava, 95. Bar, 97. Rasen, 98. Ara, 100. Okarina, 101. Renette, 102. Enn, 103. Amado, 106. Ina, 107. Ester, 110. Dona, 112. Ebbe, 114. Arras, 118. Binokel, 120. Vaseline, 122. Arabella, 125. Erik, 126. Rom, 127. Los, 128. Dien, 129. Riss, 131. Elam, 134. Trajekt, 135. Stier, 137. Etagere, 138. Espe, 139. Teer, 140. Riester, 141. Arsen, 142. Eisbein.*

Senkrecht: *1. Taktik, 2. Niesel, 3. Abba, 4. Ehre, 5. Aga, 6. Melodrama, 7. Elektrode, 8. Run, 9. Sela, 10. Reni, 11. Stella, 12. Eterna, 16. Etmal, 19. Alibi, 21. Meise, 22. Brett, 24. Safe, 25. Labe, 28. Eton, 29. Anke, 33. Tantal, 34. Sultan, 35. Seele, 36. Liesen, 37. None, 38. Tete, 40. Tara, 41. Amin, 42. Kastor, 43. Rente, 45. Dido, 47. Brom, 49. Rehe, 54. Reis, 55. Seja, 58. Literatur, 59. Nest, 61. Zehe, 62. Nominativ, 64. Antrieb, 65. Inserat, 68. Ocker, 69. Stadt, 70. Motor, 72. Oka, 73. Ski, 76. Gran, 78. Siel, 80. Erna, 81. Alte, 83. Rabatt, 85. Natter, 86. Trope, 87. Tann, 89. Ernani, 90. Esda, 91. Engobe, 92. Iren, 94. Agens, 95. Bier, 96. Rand, 98. Arie, 99. Anaa, 104. Manometer, 105. Dekolleté, 108. Star, 109. Erek, 111. Obers, 113. Blase, 115. Reed, 116. Ahle, 117. Mimik, 119. Salat, 120. Vektor, 121. Silage, 123. Lisene, 124. Angeln, 129. Rest, 130. Ster, 132. Léré, 133. Mars, 135. Spa, 136. Ren.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus Heft 8/83 waren: Thomas Koch, 4250 Eisleben, 25,– M; M. Leicht 9540 Zwickau, 15,– M; und Karl Peuke 5804 Friedrichroda, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13
14 15
16 17 18
19 20
21 22 23 24 25 26 27 28
29 30 31 32 33 34 35 36
37 38 39 40 41 42 43
44 45 46 47 48
49 50 51 52
53 54 55 56 57 58 59
60 61 62
63 64 65 66 67 68
69 70 71 72 73 74 75 76
77 78 79
80 81 82 83
84 85
86 87 88 89 90
91 92 93
94 95 96 97 98 99 100 101 102 103
104 105 106 107 108 109
110
111 112 113 114 115 116 117
118 119 120 121 122 123 124
125 126 127 128 129 130 131 132
133 134 135
136 137 138 139 140 141
142 143 144 145 146 147 148 149 150
151 152 153 154
155 156 157
158 159
160 161 162



UNSER TITEL: Strahlgetriebene Kampfflugzeuge aus dem Konstruktionsbüro Jakowlew zeichnete Heinz Rode.
Foto: Manfred Uhlenhut



UNSER POSTER: Das kleine UAW-Schiff „Perleberg" der Volksmarine im Übungsgebiet
Foto: Oberstleutnant Ernst Gebauer



ARMEE-RUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:
Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 46130 – Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Joachim Hermann/Horst Scheffler
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 21. 10. 1983

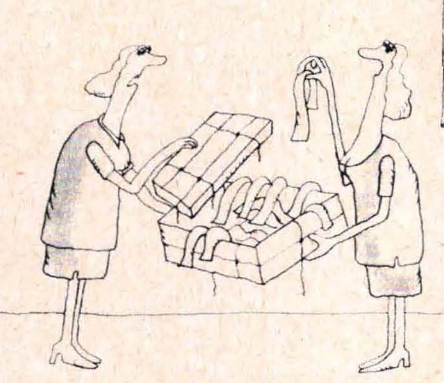
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

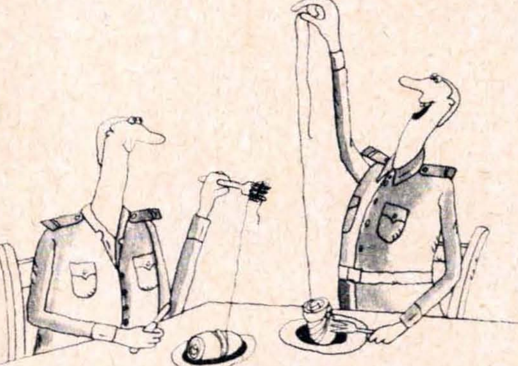
INHALT



„Das ist Dankbarkeit! Dabei habe ich ihm nur ein einziges Mal einen Knochen gegeben!"



„Und ich dachte schon, es ist ein Weihnachtspäckchen!"



„Prima, da kann ich nachher gleich meine Knöpfe annähen!"

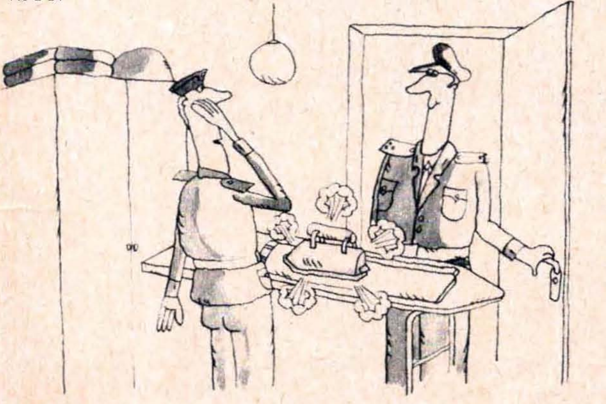
„An irgendwas erinnert mich das ..."



„Da müßten Sie erstmal sehen, wenn ich große Wäsche habe!"

Putz- und Flickstunde

hatte Lothar Schneider



„Soldat Schulze beim Bügeln. Gestatten Sie, daß ich das Eisen von der Hose nehme?"

ar
31036
ISSN 0004-2277



Michèle Marian

Bild: Peter Söllner